

# Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung.

Mit der illustrierten Beilage „Die Neue Welt“ und einer wöchentlichen Unterhaltungsbeilage.

Der „Lübecker Volksbote“ erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2.00 Mark, monatlich 70 Pfennig.

Redaktion u. Geschäftsstelle:  
Johannisstraße Nr. 46.  
Fernsprecher: Nr. 926.

Die Anzeigengebühr beträgt für die fünfgespaltene Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg., Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 50 Pfg. — Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, größere früher, in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 243.

Dienstag, den 17. Oktober 1911.

18. Jahrg.

Hierzu eine Beilage.

## Der letzte Atem.

Die Reichsnißgeburt der Wahlen von 1907 konnte niemals zu rechtem Leben kommen und seit seines Hottentottenspaters Willow politischem Tode liegt das Erzeugnis verwerflicher Paarung fortdauernd in schwerem Siedtum. Aber die Quacksalber der deutschen Politik pöppelten das kranke Wesen mit künstlichen Mixturen fort und suchten sein kümmerliches Dasein bis zum Äußersten zu erhalten. Nun aber liegt es in den letzten Zügen und bald wird es den letzten Atem von sich geben.

Der Herr v. Bethmann-Hollweg, der den Namen des Reichskanzlers führt, trachtet seit Jahr und Tag nach einer Parole für die Neuwahlen des Reichstags und, da er eine solche nimmer aufzutreiben vermochte, so ließ er den alten Schwindsuchtbesessenen Reichstag fortvegetieren, bis vielleicht doch der Gang der Ereignisse ihm ein erlösendes Wort spenden werde. Da aber nichts und rein gar nichts Erlösendes sich einstellte, so sollte wenigstens dem stehenden sterbenden alten Reichstags die Schminke des Lebens aufgemalt werden. Er wurde mit der Fülle der Arbeiten besetzt, als ob er ein gesunder und leistungsfähiger Geselle wäre. So soll denn nun auch dieser Reichstag noch in den letzten Wochen, da er den letzten Atemzug anhaucht, allerlei Leistungen vollbringen, auf daß man von ihm verkünden könne: Seht was alles er geleistet hat. Ob er aber überhaupt noch etwas von dem großen Programm der Arbeiten fertigstellen kann, muß sich erst zeigen; daß der Todeskandidat Gesundes und Heilsames nicht leisten wird, das ist gewiß!

Sicherlich könnte der Reichstag gerade jetzt sehr bedeutsame Aufgaben erfüllen. Gerade jetzt erwachsen ihm schwere Verpflichtungen. Seit er am 31. Mai in die Ferien geschickt wurde, haben sich Ereignisse begeben, in die eingetretene eine Volksvertretung, die sich einigermaßen ihrer Pflichten bewußt ist, als dringende Notwendigkeit empfinden müßte. Es haben sich im inneren Leben des deutschen Volkes sowie in seiner auswärtigen Politik schwerste Notverhältnisse herausgebildet, die der helfenden Hand dringlichst bedürfen. Wir stehen in schlimmsten Leuerungszeiten. Wir leiden seit Monaten unter den Beunruhigungen des Marokkokonflikts und neuerdings ist die internationale Stellung Deutschlands durch den Krieg, den seine zwei angeblichen Freunde, Italien und die Türkei, gegen einander führen, abermals schwer beeinträchtigt. Nichts müßte näher liegen, als daß der Reichstag sofort sich eingehend mit diesen Fragen beschäftigen sollte. Aber davon stellt nichts auf dem Regierungsprogramm, auch nicht auf dem Programm der Parteien. Es bedauert erst der sozialdemokratischen Interventionen, um diese wichtigsten Fragen in Fluß zu bringen. Wenn Herr v. Bethmann-Hollweg geglaubt hat, er könne noch eine schläfrige Herbstsession des Reichstags bewirken und es werde ihm gelingen, in letzter Stunde seine Sammlungspolitik zu fördern, so wird die Sozialdemokratie die Beratung der großen Lebensfragen des deutschen Volkes erzwingen und erst recht die Unfähigkeiten und Verfehlungen, die in diesen Sommermonaten die Regierenden in inneren und auswärtigen Angelegenheiten begangen haben, vor aller Welt deutlich machen. Die Reichsregierung und die Parteien werden Rede stehen müssen, warum sie nichts getan haben, um die schwere Leuerungsnot der arbeitenden Massen zu lindern, und was sie von nun an gegen die sich noch immer weiter verhärtende Hungersgefahr zu tun gedenken. Die Reichsregierung und die Parteien werden gleichfalls Rede stehen müssen über den Verlauf des Marokkogeschäftes, über die jämmerliche Politik des Zickzacks, die seit Beginn des Monats Juli das Deutsche Reich vor aller Welt blamiert hat, über die frivolen Kriegshereien und über die so unendlich bedauerliche Verschärfung des internationalen Mißtrauens und der Gegenläge zwischen den westeuropäischen Staaten. Die Sozialdemokratie wird den alten Reichstag auch in seinen letzten Atemzügen noch zum Geständnis seiner Unfähigkeit nötigen, Volksinteressen und Kulturinteressen zu wahren. Damit wird sie die wahre Wahlparole für die kommenden Monate schaffen!

Ob der Reichstag von der Menge der Gesegentwürfe, die ihm noch vorliegen, einiges zu erledigen imstande sein wird, ist noch nicht abzusehen. Gelingt es der Reichsregierung nicht, die Fertigstellung dessen, was sie wünscht, durchzusetzen, so trägt auch daran sie in erster Linie die Schuld, denn es ist unläugbar, die gesetzgebende Körperschaft möglichst lange von der Stätte der Beratungen fernzuhalten und dann plötzlich in kurzer Frist die Bewältigung eines übermäßigen Arbeitspensums zu verlangen. Da ist noch die umfangreiche Strafprozeß-

ordnung in zweiter und dritter Lesung zu erledigen, ferner das Hausarbeitsgesetz, das Arbeitskamergesetz, die kleine Strafgesetznovelle mit ihren bössartigen Verschärfungsbestimmungen gegen die oppositionelle Presse, dann das Gesetz über die Schiffsabgaben, das Fernsprechtgebührengesetz, das sogenannte Kurpfuschergesetz. Dazu kommt noch ein ganzes Duzend kleinerer Vorlagen und schließlich das noch nicht einmal in erster Lesung behandelte Versicherungsgesetz für die Privatbeamten. Das ist gehäuftes Material, dessen Durchberatung im Reichstage in einem Monat oder sechs Wochen ganz unmöglich ist.

Es wäre aber auch keineswegs ein Schaden, wenn von allen diesen Gesegentwürfen schließlich nur ein großer Scherbenhaufen zurückbleibt. So wichtig verschiedene von diesen Vorlagen an sich sind, so ist doch von dem jetzigen Reichstag ganz und gar nicht zu erwarten, daß er sie entsprechend den Bedürfnissen des Volkes oder den besonderen Berufs- und Erwerbsständen, die von den einzelnen Gesetzen betroffen werden, gestalten würde. Die meisten dieser Vorlagen tragen den reaktionären Stempel des schwarzblauen, volksfeindlichen Kuries.

Der Hottentott-Reichstag geht der Sterbestunde entgegen. Aber die Sozialdemokratie wird den frischen Auftakt blasen für die kommenden Wahlen des Volksgerichts, für einen neuen besseren Reichstag!

## Der Raubkrieg.

Wie die „Eroberung“ von Tripolis vor sich ging.

Bisher sind nur die überschwenglichen Siegesdepeschen italienischer Korrespondenten, die aber nicht einmal auf dem Schauplatz der „Heldentaten“ waren, bekannt geworden. Jetzt erst kommen auf Umwegen Nachrichten von unbefangenen Augenzeugen, und danach zeigt sich die italienische „Waffentat“ als ein Gemisch unter Wehrlosen. In der „Köln. Volksztg.“ erscheinen jetzt die Berichte eines Mannes, der zur kritischen Zeit in Tripolis war. Diejen entnehmen wir folgendes:

Dienstag, 3. Oktober, brachte ein Torpedojäger die Mitteilung, mittags werde die Beschießung beginnen, die europäischen Familien sollten die Stadt verlassen. Wohin, ließ der Herr Konteradmiral aber nicht sagen. Ein Schiff war nicht vorhanden, und ins Innere kann man sich schließlich doch auch nicht sichern; man käme vielmehr vom Regen in die Traufe. So blieben denn auch jene, die gern noch gegangen wären. Nach 3 Uhr begann die Beschießung. Sie richtete sich zuerst auf das sog. Spanische Fort und auf Bordich (Rasell) Scharaschat im Osten, beim Beginn des Daseingürtels. Beide, wie auch alle andern Bordich der Umgebung, sind harmlose Lehmringe, wie sie schon von Avarzen angelegt wurden, mit einem zwei Zentimeter dicken Mörtelüberwurf. Manche Granate trifft, manche nicht, es gibt Staub- und Wasserfäulen in stetem Wechsel. Die See ist unruhig, läßt nur geringe Treffsicherheit zu, daher wenden sich die Italiener bald der eigentlichen bewohnten Stadt zu, und da ist denn die Wirkung fürchterlich. Überall schlagen die Bomben ein, am dichtesten im Hara, dem Sudenviertel, das in direkter Schußlinie hinter dem roten Seefort liegt. Schuß auf Schuß fiel in die ungelückte Stadt. Eine Granate tötete im Hause des deutschen Dragomans namens Quette zwei Personen und verwundete zwei weitere. Viele Geschosse vergessen zu explodieren und liegen gemühtlich in verschiedenen mehr oder weniger zugänglichen Winkeln.

Nach Beendigung des Bombardements, mit Einbruch der Dunkelheit, füllte ich meine Verbandtasche, steckte ich in die Satteltaschen, was Platz hatte, und begann einen Rundgang. Furchtbar, was ich zu sehen bekam! Das Elend, das Blut! Glücklicherweise, die durch Geschosse oder stürzende Mauertrümmer sofort getötet wurden. Aber die vielen Unglücklichen, die sich Stundenlang im Todeskampf wälzten, die Krüppel bleiben für ewige Zeiten! Ganze Familien waren gleichzeitig zu den Vätern verjammelt worden. Nie werde ich das hübsche Kind vergessen, ein blühendes achtehnjähriges Mädchen, das mit leichter Fleischwunde im Rücken, trotzdem ich sofort guten stillenden Verband anlegte, eine Stunde später aus bloßer Furcht starb, die Schrecken der Beschießung könnten sich wiederholen. Ein zweiähriger Junge war von drei Granatplittern am Kopf verletzt worden, die Mutter wuschte sein Gehirn ab mit dem weiten Arme der Suria (Hemd) und reichte mir es, sorgfältig gesammelt: ich möge es wieder an Ort und Stelle bringen, „sonst wird er geisteskrank“. Arme Mutter! Der Junge verschied nach wenigen Stunden. Einer Frau war der rechte Arm zerquetscht durch stürzende Mauertrümmer, ein Mann mit zerhöretem

Augenlicht sah im Winkel und wimmerte still vor sich hin. Von den zahllosen leicht Verwundeten will ich nicht sprechen, angesichts des großen Elends, das beinahe heranreicht an die furchtbaren Schreckensszenen von Casablanca.

Meine Verbandvorräte gingen schnell zu Ende. Gerade um Mitternacht hatte ich das Samariterwerk beendet, und hier sei festgestellt, daß zwei Ärzte in der Stadt waren: ein Grieche und ein Italiener, und keiner hat nur eine Hand geführt. Casalla heißt der erstere; er hatte sich ins deutsche Konsulat geflüchtet und eine „Verbandstation“ errichtet, drei Tage, nachdem alles vorüber war. Der andere heißt Mizzi; er bummelte des andern Tages gemächlich in den Straßen und sagte: „Man hat mich gerufen, ich soll verwundete Soldaten verbinden; aber ich habe nicht Lust, in die Leuna zu gehen und mich am Ende totschießen zu lassen.“ Der dritte, Dr. Tilguer (nämlich der deutsche Konsul — Red.), griff ein, hatte aber eben als Konsul in der schweren Zeit zuviel anderes zu tun, um sich einzelnen Wunden zu widmen zu können. Allein im Hara (Sudenviertel) gab es sieben Tote und gegen zwanzig Verwundete.

Mittwoch vormittag wurde wieder geschossen, doch nur der Daseingürtel zum Ziel genommen, und zwar, weil ein Torpedojäger einführte mit einer Flagge, welche vorzeiten vielleicht weiß war. Ich hatte sie sogar mit meinem vorzüglichen Zeiß nicht zu erkennen vermocht. Natürlich nahmen die vier Soldaten, welche die Gesamtbesatzung des Bordich Sultanieh bildeten, das Boot sofort unter Feuer. Folge: die Zerstörung des ganzen Villenviertels von Scharaschat durch neue Beschießung. Innerhalb Tripolis fanden ewige Konsultationen statt; was da ausgekocht wurde in den langen Stunden, wissen die Herren heute wohl selbst nicht mehr. Ferner erneuerte sich die hastige Abienung von Waffen, Munition, Decken, Konserven usw. usw. ins Innere.

Donnerstag, 5. Oktober: Frühzeitig morgens begann wieder die Beschießung von Fort Sultanieh, sowie der im Westen gelegenen drei kleinen Lehmgürtel, deren größter den stolzen Namen Fort Gergarisch führt. Zugleich landete dort Marine-Infanterie, besetzte die Wälle, brachte Ambulanzen, Munition und Proviant. Die Ambulanzen traten bald in Tätigkeit. Denn kampfmütig, wie landende Truppen nun einmal sind, beschossen sie sich gegenseitig, wobei es einen Toten und drei Verwundete gab. Mittags waren die Leute so weit rangiert, daß sie gegen die Stadt vorrücken konnten.

Hier waren inzwischen längst die letzten türkischen Truppen abgezogen und hatten Tür und Tor geöffnet bei allem, was behördliches Eigentum war. Die Araber plünderten nun selbst alles, was angenagelt war. Nicht nur Schreibstische, Vorhänge, Geschirre, Holzvorräte wurden fortgetragen, sogar die Bretter des Fußbodens wurden aufgerissen, Türen und Fenster ausgehängt, Nägel aus den Wänden gerissen. Da gab es kein Halten, man mußte froh sein, wenn Zerstörungswut und Plünderungslust sich nicht gegen Privateigentum kehrten. Morgens noch waren etwa 200 armer Kerle, verhungerte Dasenaraber, in der Hoffnung herangekommen, etwas zu erwischen. Sie waren verjagt worden. Nun mühte der Stadtmob, Nezer, Lastträger, Bootleute, Zielstreiber, Wasserträger. Und um 5 Uhr abends, als die italienischen Truppen von Gergarisch her einrückten, und zugleich unten an den Mauern des Seraf Truppen landeten von Schiffen, die inzwischen in den Hafen gefahren waren, wurden oben am Seraf noch die Fenstergitter ausgerissen. Etwa 2000 italienische Weißjaken waren abends in der Stadt mit mehreren kleinen Geschützen. Es wurde sofort ein Korbon gezogen, die Hauptpunkte der Stadt besetzt und Patrouillen abgefertigt.

Tripolis ist italienisch! Ruhm hat man sich wenig geholt. Die beiden Befestigungen hatten als Besatzung je vier Mann, man schreibe vier Mann, davon sind jene von Scharaschat neben ihren alten Geschützen gefallen. In der Stadt war kein einziger Soldat seit Mittwoch früh, und vorher nur soviel, als nötig waren, um den Rest Munition landeinwärts zu jenden. Man hatte Lehmwälle und Bürgerhäuser beschossen, eine vollkommen wehrlose Stadt. Und um sie zu besetzen über eine Woche gebraucht, obwohl 48 Stunden reichlich genügt hätten.

Der Kampf um Tripolis wird von den Türken bisher nur in kleinen Scharmüßeln geführt. Beim Brunnen Bumellana, der schon in den letzten Tagen Schauplatz solcher unbedeutenden Treffen war, ist ein neuer Zusammenstoß erfolgt. Die „Agenzia Stefani“ meldet: In der

vergangenen Nacht haben die Türken, deren Zahl nicht festgestellt worden ist, aus großer Entfernung das Feuer in der Richtung auf den Brunnen Sumeliana und nach dem Westen in der Hauptsache mit Geschützen eröffnet. Das Feuer ist ohne Wirkung geblieben. Von den Italienern ist ein Mann leicht verletzt worden. Gegen Mitternacht haben sich die Türken zurückgezogen. Ferner meldet das „Giornale d'Italia aus Tripolis, daß sich Sonntag 150 türkische Offiziere dem italienischen Generalkommando ergeben und ihre Waffen abgeliefert haben. Dies hat einen tiefen Eindruck gemacht. Andere Offiziere der türkischen Truppen, die als Araber gekleidet sind, weilen in Tripolis und warten, überwacht von der Polizei, ihre Einschiffung nach Konstantinopel ab. Härier wird, worauf schon mehrfach hingewiesen wurde, der Stand der Italiener werden, wenn es sich um die Befehung des Hinterlandes des bisher okkupierten schmalen Küstenstreifens handeln wird. Konstantinopeler Meldungen versichern nämlich wiederholt, auf Grund von Nachrichten aus Benghasi, daß der Scheich der Senussi bei allen Stämmen durch Sendboten den heiligen Krieg gegen Italien erklärt habe. Wenn sich die unter dem Einfluß der Senussi stehenden Stämme Tibbu und Lemarik in Bewegung setzen, würden über 150 000 bewaffnete Männer ins Feld rücken können und die Lage der Italiener in einiger Entfernung von der Küste ernstlich gefährden.

150 türkische Offiziere sollen sich in Tripolis den Italienern ergeben haben.

## Politische Rundschau

### Deutschland.

#### Offizierkorps und Wetternichprozeß.

Der Prozeß gegen den Grafen Wolff-Metternich liegt bekanntlich den auf Staatserhaltung dreifürten Blättern immer noch schwer im Magen. Es ist ihnen gar zu fatal, daß in demselben preußischen Offizierkorps, das uns nach Bismarck kein anderer Staat nachmachen kann, immer wieder bedenkliche Erscheinungen auftauchen. Auch die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ glaubt ihrer offiziellen Pflicht genügen zu müssen, indem sie im Wochenrückblick den Leutnants die Tugend der Entschämtheit predigt. Aber das Sprachrohr der Regierung findet dennoch eine Entschuldigung:

„Es liegt auf der Hand, daß eine schlechte Lebensführung in einer Körperschaft nur so lange aufrecht erhalten werden kann, wenn sie durch eine gewisse Zurückhaltung gegenüber Kreisen geschützt wird, in denen andere Lebensauffassungen herrschen. Eine häufige und intime Verührung mit den Schichten, in denen der Luxus in wachsenden Maße zur Geltung kommt, muß notwendig dahin wirken, daß die ursprüngliche Einfachheit der Gewohnheiten zurückgedrängt wird. Das trifft keineswegs allein auf das Offizierkorps zu, vielmehr macht sich die gleiche Erscheinung mehr oder weniger in allen Berufskreisen bemerklich. Unter wirtschaftlich gleichgestellten können einfache Lebensgewohnheiten aufrechterhalten werden; diese kommen aber sehr leicht ins Schwanken, wenn das Übergewicht des Reichtums seinen Einfluß auf Schichten ausübt, deren Bedeutung für das nationale Dasein in anderen Momenten wurzelt und wurzelt muß, als im Besitz großer Geldmittel.“

Bezeichnend ist, daß ein höherer inaktiver Offizier, der Generalmajor a. D. v. Litzmann, sich gegen die bekannte Verlegenheitsrede wenden zu müssen glaubt, daß es sich in den durch den Wetternichprozeß wieder ans Licht gekommenen Erscheinungen nur um ganz vereinzelte Ausnahmefälle handle. Er schreibt in der „Täglichen Rundschau“:

Soweit gehe ich nicht, zu behaupten, derartige könne sich bei uns nur in ganz vereinzelten Ausnahmefällen ereignen. Nicht jeder, der über Lebensführung und Geldwirtschaft klare Auffassungen hegt, wird derart öffentlich an den Pranger gestellt, wie dieser junge Offizier. Mancher rettet sich ungeprüft hindurch in geregelte Verhältnisse, aber — geht geräuschlos unter. Diese Fälle sind so selten leider nicht, das wissen wir alle. Sie sollten es aber sein und könnten es.“

Sehr scharf äußert sich eine von der „Post“ aus militärischen Kreisen veröffentlichte Zuschrift:

„Wenn man aber einen Offizier, der sich im Gardekörps aus moralischen Gründen umständlich gemacht hat, einfach in einer Provinzstadt verweist, so ist dies nicht nur ein Schlag ins Gesicht der Offizierkorps dieser Garnison, sondern für sämtliche Linienoffizierkorps. Hat man denn nicht, welche Erbitterung solche Maßregel in den Offizierkorps der Linien erzeugen muß. Was nicht das Gefühl der Zurücksetzung bei diesen aufreigen und den Geist der Kameradschaft gefährden? Die Verletzung des Offiziers nach Mainz hat in der Armee sehr große Erbitterung und sehr viel Kopfschütteln erregt. Hoffentlich tragen diese Zeilen dazu bei, einer Wiederholung solcher Maßregel für immer vorzubeugen, zum Segen des Offizierkorps, zum Nutzen der Armee!“

#### Regelung der Sonntagsruhe.

Nach dem „Berliner Lokal-Anzeiger“ ist im Reichsamt des Innern ein Gesetzesentwurf ausgearbeitet worden, durch den die Sonntagsruhe im Handelsgewerbe für Deutschland neu geregelt wird, und zwar sollen die bisher in der Gewerbeordnung verstreuten einzelnen Vorschriften zumehr in einem Spezialgesetz vereinigt werden. Bei der Aufstellung der Richtlinien wurde zwischen den offenen Verkaufsstellen und den geschlossenen gewerblichen Geschäften unterschieden; die Anforderungen an eine sonntägliche Beschäftigung stimmen bei diesen beiden Gruppen des Handelsgewerbes durchaus nicht überein. Bei den offenen Verkaufsstellen liegt nach der offiziellen Meinung zweifellos ein Bedürfnis der Bevölkerung vor, daß jene auch an den Sonntagen einige Stunden geöffnet sind, schon im Hinblick auf die ländliche Rundschau, die an den Sonntagen ihre Einkäufe in den Städten zu machen pflegt. Inwiefern könnte die Sonntagsarbeit in

Kontoren und Betrieben ohne offene Verkaufsstätten nach wiederholt angestellten Ermittlungen entbehrlich sein, doch erscheint es unzulässig, in dieser Beziehung allgemein verbindliche Anordnungen für die Gesamtheit der Betriebe zu erlassen. Von diesen Erwägungen aus befürwortet das Reichsamt des Innern, daß in den offenen Verkaufsstellen eine Beschäftigung bis zur Dauer von drei Stunden zulässig sein soll. Dagegen kann in den Kontoren eine Beschäftigung bis zu zwei Stunden zugelassen werden. Die Kommune und evtl. die höheren Verwaltungsorgane werden hier zu entscheiden haben, ob eine Sonntagsarbeit überhaupt und in dem angegebenen Höchstmäße zu gestatten ist.

Wenn diese Meldung richtig ist, so tritt von neuem wieder die amtliche Scheu zutage, auf dem Boden der Sozialpolitik einen energischen Schritt zu tun. Bei vielen Erhebungen hat die konsumierende Bevölkerung ihre Solidarität mit den Handelsangehörigen offenbart und erklärt, daß sie in deren Interesse überhaupt auf die Sonntagsarbeit in öffentlichen Verkaufsstellen Verzicht leisten will. Das Reichsamt des Innern trägt aber immer noch vor Maßnahmen Bedenken, die schließlich nicht nur den Angehörigen, sondern auch den Selbständigen im Handelsgewerbe zugute kommen.

#### „Liberaler“ Lehrer.

In der liberalen Presse wurde kürzlich verkündet, daß ein großer Teil der weimarschen Volksschullehrer für eine Trennung der Schule von der Kirche wäre. Da man sich Oben ganz energisch gegen solche „revolutionären“ Ideen ausgesprochen hat, würde das Verhalten der Volksschullehrer, wenn die Nachricht richtig gewesen wäre, sehr unangenehm berührt haben. Diesen Anstoß mußte der Vorsitzende, der sonst ein ganz entschiedener Fortschrittler ist, abzuwenden suchen. Flugs ließ er eine öffentliche Erklärung los, in der u. a. gesagt wurde:

„Namens der Landeslehrerschaft erkläre ich, daß die 1134 Mitglieder des Lehrervereins nicht im entferntesten daran denken, den Religionsunterricht aus der Volksschule auszumerzen; sie erblicken vielmehr in dem Religionsunterricht einen wesentlichen, dauernden Bestandteil des Volksschullehrplanes, weil die Lehrerschaft die hohe kulturelle Bedeutung der Religion für die Volkserziehung voll und ganz würdigen weiß.“

Nun ist die Sache wieder eingereicht. Konservative und Antisemiten sind von dieser „liberalen“ Lehrerkundgebung entzückt, und die Regierung hat aufs neue den Beweis dafür erhalten, daß die Anpassungsfähigkeit der weimarschen Lehrer tabellos funktioniert.

#### Herr Dertels Wahlpredigt.

Herr Dertel hält es für angebracht, in Nummer 523 der „Deutschen Tageszeitung“ vom 14. Oktober 1911 eine Predigt über den Reichstagswahlkampf zu bringen. Nachdem er der konservativen Gemüthsart nach mit dem drolligen Eingeständnis hervorgetreten ist, daß „Aufklärungsarbeit“ leider einmal notwendig sei, so lange wir uns des zweifelhaften Segens des allgemeinen, geheimen und unmittelbaren Wahlrechts erfreuen, kommt er auf die konservative Versammlungstätigkeit zu sprechen und ringt sich hier folgendes Eingeständnis ab:

„Nicht die Kunst des Versammlungsredners sichert den Erfolg, sondern die Ehrlichkeit seiner Überzeugung, die auch von dem Gegner empfunden wird. Nichts schwächt die Wirkung einer an sich guten Rede mehr als der Eindruck, daß der Redner von dem, was er sagt, nicht völlig durchdrungen und überzeugt sei. Geschäftsredner sind, wie die Verhältnisse liegen, durchaus notwendig; aber man würde fehlerhaft handeln, wenn man ihnen die Arbeit allein oder in der Hauptsache überlassen wollte. Das Gewicht einer angesehenen Persönlichkeit wirkt oft weit mehr als die noch so schöne Rede eines gewerbmäßigen Redners.“

Gewerbmäßige, das heißt gemietete Redner, die von Ort zu Ort ziehen und ihre Verleumdungsiprüchlein gegen die Sozialdemokratie herleiern, sind bekanntlich eine Spezialität der Konservativen und ihrer Helfershelfer. Wie wenig durch diese armeneligen Knechte der gesunde Sinn des Volkes verwirrt werden kann, ergibt sich aus dem erfreulichen Anwachsen der Sozialdemokratie. Nunmehr rät Herr Dertel in Rücksicht auf die Stärke unserer Partei seinen Freunden in gegnerischen Versammlungen ihren „Anmut zu zügel“ und kommt dann zu dem Schluß, daß der sinnig als „Gewicht einer angesehenen Persönlichkeit“ umschriebene wirtschaftliche Terrorismus immer noch das sicherste Hilfsmittel der Konservativen ist. Wir werden denn auch im bevorstehenden Wahlkampf die Stützen von Ehren und Altar nach dem bekannten Rezept arbeiten sehen.

#### Eine badische Landtagswahl?

Aus Baden schreibt man uns: Der 27. Landtagswahlkreis des Großherzogtums Baden (Lahr-Land) ist in letzter Zeit im Besitze der Fortschrittlichen Volkspartei gewesen. Bei der Landtagswahl 1909 erhielt der bisherige Vertreter, Demokrat Dr. Heimburger, 2156 Stimmen, der Sozialdemokrat Gek 1235 und der Vertreter des schwarz-blauen Blocks, der konservative Schnebelt, 2103 Stimmen. Mit Hilfe der Sozialdemokraten siegte Dr. Heimburger in der Stichwahl. Seit Anfang dieses Jahres ist Heimburger an einem Gehiruleiden erkrankt und in die Strrenanstalt gebracht worden; wo der vortreffliche Pädagoge unheilbar dahinsiecht. Seine Entmündigung (Pflegschaft wegen geistigen Gebrechens) ist geschehen. Es ist deshalb die Mitgliedschaft Dr. Heimburgers für die zweite badische Kammer nach den gesetzlichen Bestimmungen erloschen, da die Voraussetzungen der Wählbarkeit weggefallen sind. (§ 36 u. a. der Verfassung). Im Dezember (2. Session der gegenwärtigen Legislatur). Es ist nicht anzunehmen, daß die Wählerschaft damit einverstanden wäre, wenn der 27. Wahlkreis ohne Vertretung bliebe. Bisher hat aber das Ministerium des Innern, welches die Nach- und Ersatzwahlen anzuordnen hat, noch nichts unternommen. Da seit den allgemeinen Wahlen ein Jahr verfloßen ist, so müssen für die Ersatzwahl neue Wählerlisten aufgestellt und ausgelegt werden.

### Rußland.

**Monstre-Prozesse.** Das Kreisrichteramt in Nowo-Scherkask hat in einem Prozeß gegen die Kosaken des Choperschen Bezirkes zum Zuchthaus verurteilt — 10, zur Gefängnisstrafe, Korrekptionsabteilung usw. — 215 und freigesprochen 54 Personen. Im Anarchistenprozeß in Jekaterinoslaw, der vor dem Kriegsgericht verhandelt wurde, wurden verurteilt: zum Tode durch den Strang — 9, zum Zuchthaus von 4 Jahren bis lebenslanglich — 33 und freigesprochen 14 Personen. — Im Anschluß an den letzten Prozeß ist es von Interesse, daß der Attentäter Bogrow, laut den Angaben von Burgow, seit 1907 eines der energischsten Mitglieder der Anarchistenvereinigung in Kiew war und zahlreiche „Expropriationen“, Überfälle usw. organisierte. Dank seiner „Mitarbeit“ wurde eine geheime anarchistische Zeitung anstandslos in Kiew herausgegeben und von dort vertrieben. Der Redakteur dieser Zeitung wurde von der Polizei nicht behelligt — weil Bogrow in freundschaftlichen Beziehungen zu ihm stand. Auf dessen Wunsch wurden in Kiew keine terroristischen Akte verübt. Dort sollte das Zentrum sein, von wo aus das Dynamit, die Bomben, die Zeitung nach allen Richtungen hin verbreitet wurden. Die Welle der „anarchistischen“ Expropriationen, Überfälle usw., die sich einige Jahre hindurch von Kiew über den ganzen Süden ergossen, war das Werk Bogrows und dessen Vorgesetzten — des Obersten Kuljabko!

### China.

**Die Revolution.** Die Regierung in Peking hat über die chinesische Presse die Zensur verhängt, wodurch in der Hauptstadt die Bevölkerung ohne Nachricht über die Lage ist; aber nach einer Reutermeldung vom Sonntag rufen die beständigen Truppenbewegungen eine große Erregung hervor. Die chinesischen Banken wurden gestürzt. Die Einleger tragen ihr Geld in die ausländischen Banken. Der holländische Finanzexperte Biffering wurde im Zusammenhang mit der internationalen Anleihe von zehn Millionen Pfund zum Beirat ernannt, doch hat er keine Kontrolle über die Ausgaben. Alle Theater in Peking sind geschlossen. Eine ganze Division der kaiserlichen Garde ist nach Peking zurückgekehrt. Die Truppen von Hunan schließen sich den Revolutionären an. In Hankau liefert das in den Händen der Ausländer befindliche Arsenal täglich 25 000 Patronen; 140 Feldgeschütze stehen bereit. Der Telegraph ist in den Händen der Aufständischen.

Eine merkwürdige Rolle scheint Quanschikai, der bekannte Reformler, der vor einiger Zeit seinen Ministerposten verlor, zu spielen. Erst hieß es, daß er der eigentliche geistige Leiter der Revolution sei und bald auch äußerlich die Führung übernehmen werde. Dann wurde plötzlich berichtet, Quanschikai sei von der Regierung zum Generalgouverneur und Oberbefehlshaber in einer der aufständischen Provinzen ernannt worden. In Peking herrscht die Meinung, daß Quanschikai den ihm übertragenen Posten annehmen wird, weil ihm große Machtbefugnisse eingeräumt werden und er der bestgestellte Mann bei den Revolutionären ist. — Möglich, daß der schlaue Quanschikai zwei Eifen im Feuer hat und sich je nachdem für die Revolution oder für die Regierung erklären wird.

Die Rebellen sollen ein chinesisches Kriegsschiff erobert haben.

In Kanton sind verschiedene Truppen entlassen und die Stadtwachung der Gendarmerie anvertraut worden.

Die chinesische Regierung sucht eine Anleihe von 5 Millionen Taels aufzunehmen.

Die Regierung hat angeordnet, daß Reis an die Armen verteilt wird, daß die Kornspeicher von Peking geöffnet werden und das Getreide zu billigen Preisen verkauft wird. Auch ein Erfolg der Revolution!

Amlich wird bekannt gegeben, daß von morgen ab nach dem Abgang des sibirischen Postzuges der gesamte Personenzugverkehr zwischen Peking und Tientsin eingestellt wird. Viele chinesische Beamte schicken ihre Familien aus Peking weg. Der gestern vormittag nach Tientsin abgegangene Zug war überfüllt.

## Aus Lübeck und Nachbargebieten.

Dienstag, den 17. Oktober.

**Hinter den Kulissen.** Die Aufstellung der erstklassigen bürgerlichen Kandidaten zur Bürgerschaftswahl ist noch immer nicht erfolgt, doch finden gegenwärtig hinter den Kulissen Schiebungen und Verhandlungen statt, um die neuzubehenden Mandate an Leute zu vergeben, die als zuverlässige Vertreter der Interessen der um die Macht im Vierklassenparlament ringenden „liberalen“ bürgerlichen Kreise gelten. Die Stadt- und Vorstadtvereine, die angeblich gegründet worden sind, um kommunale Fragen ihres Bezirks zu erörtern, werden jetzt dazu benutzt, den Bürgerschaftsmandatsstrebern zu Stützen im Rathaus zu verhelfen. Nun sehen aber die bisherigen Macher der Bürgerschaftswahlen, die chematischen vaterstädtischen Vereinsgrößen den Boden unter ihren Füßen schwinden; sie nehmen deshalb in dem Organ der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit ein bewegliches Klageblatt darüber an, daß der Einfluß der Großkaufleute und Gelehrten in Lübeck immer mehr zurückgeht, weil sie von den Gewerbetreibenden und kleinen Beamten im Vaterstädtischen Verein majorisiert werden. Es ist möglich, daß diese Erscheinung tatsächlich zu beobachten ist. Man sollte aber doch denken, daß es dem Bürgertum eigentlich ganz gleichgültig sein könnte, aus welchen bürgerlichen Kreisen die erstklassigen Bürgerschaftsvertreter stammen, wenn sie nur nach den landläufigen Begriffen „national“ sind. Im Reichstagswahlkampf wird doch wenigstens von bürgerlicher Seite immer so getan, als ob die „nationale“ Bestimmung bei einem Kandidaten die Hauptsache sei. Selbstverständlich ist das nur Vorspiegelung falscher Tatsachen. Die verschiedenen Kreise des Bürgertums sind eben bemüht, in den Parlamenten der Einzelstaaten sowohl als im Reichstag ihre persönlichen Interessen zu vertreten und da kommt es natürlich sehr darauf an, wer gewählt wird. Für die Arbeiterschaft Lübecks ist es natürlich völlig bedeutungslos, welche bürgerlichen Kandidaten zur Bürgerschaft oder zur Reichstagswahl aufgestellt werden. Sie hat von ihnen unter keinen Umständen Gutes zu erwarten. Bezeichnend ist es aber für die innere Morsheit des „geeinigten Bürgertums“, daß in den „Lübeckischen Blättern“ solche Stimmen laut werden können, die

von „Überumpelung“ bei der Kandidatenaufstellung reden und es so quasi als ein besonderes Gegenkommen bezeichnen, daß im Vaterstädtischen Verein nicht auch die Mitglieder nach ihrem Einkommen in zwei Klassen geteilt werden. Die Wahlrechtsverhältnisse sehen jetzt allmählich ein, daß sie mit dem Vierklassenwahlrecht zur Bürgerschaft, durch das nur die werftätige Bevölkerung Lübecks enteignet werden sollte, sich selbst eine Rute zu ihrem eigenen Hintern gebunden haben. Sie, die geglaubt hatten, nunmehr unbeschränkt zu herrschen, müssen erkennen, daß sie sich darin bitter getäuscht haben. Das Kleinbürgertum drängt sich zur Futterkrippe und das paßt seinen Leuten nicht, die gewohnt waren, an dieser Krippe zu stehen und jetzt beiseite geschoben werden sollen. Die mächtig emporkommende Arbeiterschaft Lübecks kann diesem Froschmäulchekrieg mit Interesse und Behagen zusehen. Vorläufig dominiert sie ja nur in der zweiten Wählerklasse; es wird aber die Zeit kommen, wo sie auch in die erste Klasse eindringt. Darum heißt es aber arbeiten, damit die Sozialdemokratie nicht nur in der zweiten Klasse die Mandate mit großer Mehrheit holt, sondern auch in den übrigen Klassen einen großen Stimmenzuwachs zu verzeichnen hat.

**Die Buchdruckergehilfen und der neue Tarifvertrag.** Eine Versammlung der tariflosen Buchdruckergehilfen des X. Tarifkreises, zu dem auch Lübeck, Mecklenburg und Schleswig-Holstein gehören, war zum Sonntag vormittag nach dem Gewerkschaftshaus in Hamburg einberufen worden, zwecks Stellungnahme zu den in Berlin abgeschlossenen Verhandlungen auf Abschluß eines Reichstarifs. Von Lübeck waren eine Anzahl Kollegen vertreten. Der Referent Dreyer betonte, daß die Abgeordneten sich wohl dessen bewußt gewesen wären, daß die Abmachungen der gegenseitigen Kommissionsmitglieder nicht allen Anforderungen der Mitglieder entsprechen würden. Den Hauptwiderstand werde ja die um eine halbe Stunde verlängerte Arbeitszeit der Maschinen-seher bilden. Aber man habe doch geglaubt, nicht die Verantwortung dafür tragen zu können, wegen dieses einen Punktes 68 000 Menschen in einen ausichtslosen Streit zu jagen. Es entspann sich eine längere Debatte, in der der Tarif allgemein als unannehmbar erklärt und der Kommission vorgeworfen wurde, daß sie nicht in der richtigen Weise die Interessen ihrer Kollegen vertreten habe. Man müsse sich fragen, ob es noch Zweck habe, einer Organisation anzugehören, zu der man so wenig Vertrauen haben könne und in der die Vertrauensmänner sich so wenig um die Wünsche der Mitglieder kümmern. Es sei unter allen Umständen ausgeschlossen, daß die Mitglieder einem derartigen Tarif, der ihnen so wenig Vorteile gewähre, zustimmen könnten. Von anderer Seite wurde dagegen vorüberlegten Schritten gewarnt. In seinem Schlußwort wies der Referent alle gegen den Tarifausschuss erhobenen Vorwürfe zurück. Dieser sei sich seiner Pflicht bewußt gewesen und habe erreicht, was zu erreichen war. Nach mehr als vierstündiger Debatte erklärte der Vorsitzende unter allgemeiner Anruhe, daß eine Abstimmung über die Annahme oder Ablehnung des Tarifs nicht zulässig sei, da dies nicht Sache eines einzelnen Ganges, sondern der allgemeinen Generalversammlung sei. Diese Erklärung rief allgemeine Entrüstung und tumultuöse Szenen hervor, da die Mehrzahl der von 2500 Personen besuchten Versammlung durchaus eine Abstimmung herbeiführen wollte. Zwei gegen den Tarif gerichtete Resolutionen wurden als nicht weitgehend genug abgelehnt.

**Weidert Militär- und Kriegervereine.** Die herrschenden Klassen bedienen sich aller nur denkbaren und verfügbaren Mittel, um sich die Massen der beherrschten Besitzlosen immer gefügiger und folglicher zu machen. Man appelliert an die niedrigsten Instanzen der Menschheit und verliert bekanntlich im Kopfe des Arbeiters über Patriotismus und Vaterlandsliebe Vorstellungen zu erwecken, die zur rauben Unlustigkeit im allerhöchsten Kontrast stehen. Neben der Kirche sind es vor allem die Militär- und Kriegervereine, in denen die herrschenden Klassen heute geeignete Mittel zur Bekämpfung der Sozialdemokratie und der modernen Gewerkschaftsbewegung erblicken. Daraus machen auch die Kriegervereinsleiter, die „besseren Vereinskameraden“, durchaus kein Geheimnis. Wer daran zweifelt, der höre einen Mann vom Fach als einwandfreien Zeugen. Über die Kriegervereine fällt der frühere Oberst Gaedke im „Berliner Tageblatt“ ein geradezu vernichtendes Urteil: „Es ist gewiß sehr hübsch, wenn alte Soldaten das Bedürfnis fühlen, die Kameradschaft, durch die sie im Geere zusammengeflochten sind, auch im späteren Leben zu bewahren und die Erinnerungen ihrer Soldatenzeit pietätvoll zu pflegen. Von diesem Gesichtspunkte aus verdient der Gedanke, dem die Kriegervereine ihre Entstehung verdanken, in der Tat die wärmsten Sympathien. Wenn hiermit zugleich Wohlfahrtsvereine, Unterstützungs-, Sterbefassen verbunden werden, wenn man den Pingschiedenen das Geleit zu ihrer letzten Ruhestätte gibt, so wird das Leben des Kriegervereins mit noch lobenswerterem Inhalte gefüllt. Leider aber sind diese Gesichtspunkte allmählich in den Hintergrund vor dem einen, alles verdrängenden Zweck getreten, dem sie ihrer ursprünglichen Gründung und dem Gesetze nach fernstehen sollten, vor der politischen Aufgabe, eine Schutztruppe der Reaktion, eine Schutzkinderbewahrung anstalt vor dem „Gifte“ der Sozialdemokratie und jeder Richtung politischer Unabhängigkeit zu sein. So sind sie einer unauferstehlichen Aufsicht der Militärbehörde unterworfen worden, die darüber wacht, daß ihre Gefinnungstüchtigkeit über allen Zweifel erhaben sei. Daraus ergibt sich des weiteren eine widerwärtige Gesinnungsschnüffelerei: man braucht nicht etwa erklärter Sozialdemokrat zu sein, um ausgeschlossen zu werden. Schon die gelegentliche Stimmabgabe für einen Sozialdemokraten ist unersetzlicher Frevel, ja selbst die Stimmhaltung im Wahlkreise zwischen irgendeinem „staatsstreuen“ Kandidaten und einem Sozialdemokraten. So werden diese Vereine unter den Augen der Behörde politische Vereine, ohne doch den Bestimmungen des Vereinsgesetzes unterworfen zu werden. Freilich wird es aber auch so erklärlich, warum man die Offiziere des Beurlaubtenstandes mit mehr oder weniger sanftem Zwange veranlassen wird, den Kriegervereinen beizutreten. Sie wirken dort einerseits als Aufsichtsglieder und geben andererseits durch ihren Eintritt selbst eine Bürgschaft des eigenen Wohlverhaltens. Man schlägt zwei Fliegen mit einer Klappe. Und so dient auch die Einrichtung dazu, unserem Volke das Rückgrat zu brechen und die militärische Beschäftigung bis weit in das bürgerliche Leben auszudehnen.“ — Das ist zwar von unserer Seite oft genug schon gesagt worden, es ist aber nicht überflüssig, darauf hinzuweisen, daß ein ehemaliger hoher Militär zu der gleichen Einsicht gekommen ist. Deshalb darf kein freier Mann, der nicht gewillt ist, sich das Rückgrat brechen zu lassen, Mitglied eines Kriegervereins sein. Die Parole für jeden rechtlich denkenden Arbeiter und Bürger muß lauten: „Dinaus aus den Militär- und Kriegervereinen!“

**Besuch der Lübecker Theater.** Das Stadttheater wurde im September 1911 an 15 Abenden von 7841 Personen besucht, also durchschnittlich von 523 gegen 487 im September

1910. Der größte Besuch war am 17. September mit 770 Personen („Lannhäuser“), der kleinste Besuch am 27. September mit 220 Personen („Kriegs-Prinz“). — Das Stadttheater wurde im September an einem Abend von 277 Personen besucht. Im September 1910 wurde das Theater in drei Vorstellungen durchschnittlich von 161 Personen besucht.

**Die Straßenbahnlinie Radeburger Allee—Schwartauer Allee** wird am Mittwoch, dem 18. Oktober, in Betrieb genommen. Die Wagen der Schwartauer-Allee-Linie werden beim Kohlmarkt durchfahren und so direkt das Postentor und den Bahnhof mit dem Mühlenort verbinden. Die Linie wird die Nummer 4 führen. Die Abfahrtszeiten sind: ab Radeburger Allee von 6,45 Uhr morgens alle 10 Minuten bis 10,55 Uhr abends; ab Schwartauer Allee von morgens 7,07 Uhr alle 10 Minuten bis 11,17 Uhr abends. Im übrigen verweisen wir auf das Inserat in der heutigen Nummer unseres Blattes.

**Die Frau im gewerblichen Leben.** Am 11. Oktober dieses Jahres fand im hiesigen Gewerkschaftshaus eine gut besuchte öffentliche Verammlung aller in Buchbindereien, Buchdruckereien, Steindruckereien und Kartonagenfabriken beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen statt. Namentlich die Arbeiterinnen waren in erfreulicher Anzahl erschienen. Die Referentin Frau Martha Roscielnia aus Berlin sprach über das Thema: „Die Frau im gewerblichen Leben.“ Einleitend streifte sie die verschiedenen teilweise recht schweren Berufe, zu denen die Frauen herangezogen werden. Im weiteren führte sie aus, daß die Arbeiterin bislang noch nicht den Weg zur Organisation gefunden habe, wie es in ihrem eigenen Interesse und im Interesse ihrer männlichen Kollegen notwendig wäre, und daß sie deshalb auch noch keinen Einfluß auf die Festlegung der Löhne habe. Rednerin geht dann des näheren auf das Organisationsverhältnis in unserem Berufe ein. Sie schilderte die Tarifabmachungen und die dadurch geschaffenen stabilen Verhältnisse anderer Städte, die beleuchtete die verschiedenen Unterstützungseinrichtungen unseres Verbandes und gab einen Überblick über das Wachstum unserer Organisation, zum Schluß darauf hinweisend, was alles durch festen Zusammenschluß erreicht worden ist und noch werden kann. Rednerin zerpflückte dann das Märchen, daß die jungen Mädchen denken, sie brauchen die Organisation nicht, da sie über kurz oder lang heiraten würden. Aber bei den jetzigen wirtschaftlichen Verhältnissen muß doch ein großer Teil der Frauen bald wieder zum Beruf greifen, um dem Gatten den Kampf ums tägliche Brot zu erleichtern. Darum soll sich die Arbeiterin nicht durch den Gedanken an eine spätere Heirat abhalten lassen, ihrer Organisation beizutreten, sondern sie soll sich bewußt werden, daß die Organisation der einzige Weg ist, ihre in vielen Fällen recht traurige Lage zu heben. In der auf das Referat folgenden Diskussion nahm unser Gauleiter Kollege Küster-Hamburg das Wort, um über die Lohnbewegung der Arbeiterinnen zu sprechen. Er betonte, daß vor einem Jahre, als über die Tarifveränderung in unserm Berufe verhandelt wurde, die Arbeiterinnen noch nicht in dem Maße Interesse für die Sache an den Tag gelegt hätten wie es heute erfreulicherweise der Fall sei. In der Diskussion beteiligten sich weiter Kollege Waldberger, Frau Dr. Schlomer und Kollege Zimmermann. Zum Schluß gelangte der Entwurf zu einem Tarif für Arbeiterinnen zur Abstimmung; derselbe fand einstimmige Annahme. Am 11½ Uhr wurde die Versammlung mit einem Hoch auf den Verband geschlossen.

**Schiffsliste für billige Briefe nach den Vereinigten Staaten von Amerika** (10 Pfg. für je 20 Gramm): „Kaiserin Auguste Victoria“, ab Hamburg, den 19. Oktober, „Prinz Friedrich Wilhelm“, ab Bremen, den 21. Oktober, „Kronprinz Wilhelm“, ab Bremen, den 24. Oktober, „Kronprinzessin Cecilie“, ab Bremen, den 31. Oktober, „Amerika“, ab Hamburg, 2. November, „George Washington“, ab Bremen, den 4. November, „Kaiser Wilhelm der Große“, ab Bremen, den 14. November. Postschluß nach Ankunft der Frachtschiffe. Alle diese Schiffe sind Schnelldampfer oder solche, die für eine bestimmte Zeit vor dem Abgang die schnellste Beförderungsgeschwindigkeit bieten. Es empfiehlt sich, die Briefe mit einem Zeitvermerk wie „direkter Weg“ oder „über Bremen oder Hamburg“ zu versehen. Die Portoermäßigung erstreckt sich nur auf Briefe, nicht auch auf Postkarten, Druckachen usw. und gilt nur für Briefe nach den Vereinigten Staaten von Amerika, nicht auch nach anderen Gebieten Amerikas, z. B. Kanada.

**pb. Angetriebenes Boot.** Am 1. ds. Mts. ist auf der Obertrave ein herrenloses, etwa 4 Meter langes, an beiden Enden spitzes, mit Karbolinum gestrichenes Ruderboot geborgen und an das Ufer des Lagerplatzes von W. Beckelhoff an der 1. Wallstraße festgemacht worden. Der rechtmäßige Eigentümer wird ersucht, sich im Bureau der Kriminalpolizei zu melden.

**pb. Serienloschwinder.** Festgenommen wurde ein hier wohnhafter Kaufmann, der sich des Serienloschwindschuldig gemacht hat.

**pb. Einbruch.** Nach einer telephonischen Mitteilung der Polizeiverwaltung in Oldesloe ist dort in verfloßener Nacht in einem Garderobengeschäft ein Einbruch verübt. Es wurden eine Anzahl Anzüge gestohlen.

**pb. Uhrdiebstahl.** Am Sonntag, dem 15. ds. Mts., nachmittags, wurde einem am Kanalufer, unterhalb der Großen Gröpelarube, eingeschlafenen Arbeiter die Taschenuhr gestohlen. Als Täter wurde ein sich hier umhertreibender Arbeiter ermittelt und festgenommen.

**pb. Entwendeter Teppich.** Aus einem am langen Lohberg gelegenen Hause ist in der Zeit vom 11. bis 15. dieses Monats ein etwa 2,20 Meter langer und 1,80 Meter breiter Teppich von grüner Farbe mit gelben und braunen Bieren abhandengekommen und vermutlich gestohlen worden.

**pb. Verschwandener Handwagen.** Am Sonnabend, dem 14. ds. Mts. ist vor dem Hause Untertrave 15 ein rotbraun gefärbter vierrädiger Handwagen, wie ihn die Weinbändler zum Transport von Fässern zu benutzen pflegen, abhandengekommen. Er ist vermutlich von einem Unbefugten benützt und irgendwo hingestellt worden.

**Stadthallen-Theater.** Man schreibt uns: Am Donnerstag, abends 8 Uhr, gelangt Leo Falls erfolgreiche Operette „Die Dollarpinzessin“ zum letzten Male zur Auf-führung.

**Neues Stadttheater.** Man schreibt uns: Morgen Mittwoch abend 8 Uhr gelangt bei kleinen Preisen die reizvolle Operette „Die Fledermaus“ von Johann Strauß zur Aufführung. Als Rosalinde wird Fräulein Grete Braun vom Hamburger Operetten-Theater gastieren. Die übrigen Hauptrollen sind folgendermaßen besetzt: Eisenstein — Herr Schorn; Adele — Fräulein Renner; Alfred — Herr Kollwitz; Franz — Herr von Schend; Dr. Falke — Herr Langefeld; Prinz Orlofsky — Fräulein Voss; Frosch — Herr Albert. Die Intelligenzleitung leitet Herr von Schend, die musikalische Leitung hat Herr Kapellmeister Blumann. — Am Donnerstag abend 8 Uhr kommt der mit so großem Beifall aufgenommene Schwanf „Meyer's“ von Friedmann-Fredrich zur Wiederholung.

**Möbli.** Ein Großfeuer löschte gestern nachmittags gegen 4½ Uhr das große Stablfestiment „Schlöhen“ völlig ein. Nur das Logierhaus konnte vor der Vernichtung bewahrt werden. In Nähe gelegt ist bisher das große Hauptrestaurant mit dem Saalbau. Das Feuer entstand in dem Bodenraum des Wohnhauses. Man vermutet Brandstiftung. Der Schaden wird auf circa 40 000 Mark geschätzt. Das Mobiliar konnte größtenteils noch gerettet werden.

**Kiel.** Die Schonerjacht „Nordstern“, von der man, wie mitgeteilt, befürchtete, daß sie auf der Fahrt von Gibraltar nach hier im Sturm verunglückt sei, ist nach schwerem Nordoststurm am Sonntag abend wohlbehalten in Falmouth eingetroffen. Die Nachricht wirkte wie eine Erlösung auf die Bevölkerung des am Kieler Hafen gelegenen Fischerdorfs Möltenort, das allein zu der Besatzung 5 Mann, darunter in zwei Fällen die einzigen Söhne ihrer Familie, gestellt hat. Auch aus Kiel selbst stammen einige der Leute, während der Schiffer Jahn in Laboe an der Außenförde beheimatet ist.

**Benzlin.** Scheunenbrände und kein Ende. Nachdem schon in der letzten Woche eine Anzahl Scheunen eingedäschert worden sind, sind jetzt wieder sechs Scheunen mit reichem Inhalt von Korn und Futter in Flammen aufgegangen. Innerhalb der letzten vierzehn Tage sind hier nicht weniger als 19 Scheunen abgebrannt.

**Geestmünde.** Der Zustand der Matrosen und Heizer auf den hiesigen Fischdampfern ist beängstigend. Bei Beginn des Auslaufes war von der Reederet die Erhöhung der Feuer um monatlich 5 Mk. bewilligt worden. Nachdem den Mannschaften jetzt auch noch zugestanden worden ist, daß sie von der Arbeit der Eisübernahme befreit sein sollen, haben die Ausständigen beschloffen, die Arbeit wieder aufzunehmen. Die neuen Vereinbarungen sollen vorläufig für zwei Jahre gelten.

**Bremen.** Eine dritte Feuerungsdebatte hatte am Sonnabend die Bürgerschaft. Die sozialdemokratische Fraktion hatte einen Antrag eingebracht, die Behörde möge Maßnahmen treffen, um eine bessere Versorgung der von der Feuerung bedrängten Bevölkerung mit den notwendigen Lebensmitteln in die Wege zu leiten. Genosse Henke begründete den Antrag sehr eingehend und wirkungsvoll. Die von einigen Mitgliedern der Bürgerschaft bei Beratung der Anträge auf Gewährung von Zulagen an Beamte und Staatsarbeiter bestrittene Feuerung sei in der Tat vorhanden. Die Feuerung sei chronisch in Deutschland verläßt durch Dürre, Viehsuchen und besonders durch die agrarische Zollpolitik. Aus diesen Gründen heraus müsse der Staat resp. die Kommune helfend eingreifen. Dem Senate ständen die geeigneten Hilfskräfte zur Verfügung, um der Bürgerschaft geeignete Schritte zu empfehlen. Herr Hagemeier, ein in Sozialpolitik machender Kaufmann von der zweiten Klasse, zeigte sich zugänglicher als die Herren Privilegierten es noch vor nicht langer Zeit gewesen sind. Um jedoch den Sozialdemokraten den Wind aus den Segeln zu nehmen, stellte er einen Antrag, daß nicht der Senat allein, sondern eine Deputation den Antrag prüfen und eventuelle Vorschläge machen solle. Natürlich wurde dieser Antrag angenommen und der sozialdemokratische abgelehnt. Die nahenden Wahlen, so bemerkte sarkastisch unser Redner, lassen die Herren Liberalen zugänglicher werden. Warten wir ab, ob der kommende Winter etwas von den nötigen Maßnahmen zugunsten der bedrängten Bevölkerung seitens der reichen Stadt Bremen bringen wird. — Die Gefährdung der öffentlichen Sicherheit während des Brauereiarbeiterstreiks, gab Herrn Kehlis, einem feineren Lederhändler von der Kaufmannsgilde, Gelegenheit, der Polizei in einem Antrage wegen ungenügender Vorkehrungen zum Schutze des Eigentums Vorwürfe zu machen. Natürlich war der Polizeikommandant Dr. Birnbaum sofort zur Stelle, als ob es ein gewaltiger Kapitalist auf den Busch klopfte. Die Sozialdemokraten können Anträge stellen, soviel sie wollen, da läßt sich kein Senator sehen, aber so, ja, das ist etwas anderes. Der Senator stellte denn auch gleich eine ganze Reihe von Maßnahmen in Aussicht, die bei etwaigen späteren Vorkommnissen in Anwendung gebracht werden sollen: Verittene Schutzleute und auch Automobile für die Polizei sollen angeschafft, und eventuell auch noch stärkere Mittel (Militär?) zur Anwendung kommen. Unser Genosse Hehe in wies darauf hin, daß selbst der Senator sagen mußte, daß die Unterjuchung über Angehörigkeiten, die auch er verurteilt, noch lange nicht beendet sei und jedenfalls nichts Erhebliches ergeben werde, sonst hätte man es schon festgestellt. Jetzt stehe aber schon, daß Streikende an den Störungen nicht beteiligt gewesen seien. Halb-müßige Burschen und die Schuljugend seien durch die unter starker polizeilicher Bedeckung von den Brauereien aus Hamburg herbeigeholten Hingebürden angeleitet worden und hätten ihrer Verwunderung über diese Gesellschaft durch Gelächter und hohlen Ausdruck gegeben. Hehe führte noch aus, aus welchen gemeingefährlichen Gesellen die sogenannten Arbeitswilligen bestanden hätten, beweise eine blutige Schlägerei unter diesen selbst, wobei Revolver, Gummischlauch und Eisenknüttel eine Rolle spielten. Redner legte einen Knüttel, einen Gummischlauch mit einer Schraube am Ende und eine Revolverkugel auf den Tisch des Hauses nieder, die den Arbeitswilligen abgenommen wurden. Er als der vorliegende Antrag empfehle sich ein Antrag, der um Schutz der Bevölkerung gegen die Hingebürden ersuche, denn die Einwohner seien in erheblichem Maße bedroht und verlegt worden. Noch einmal suchte der Senator die Streikenden so hintenherum anzuklagen, dann wurde gewaltsam Schluß gemacht, um den Sozialdemokraten das Wort zur Erwidrerung abzuzeichnen. Bemerkenswert ist, daß keiner der Kleinbürger das Wort nahm, aber sie stimmten für den Antrag. Nun kann die Hege gegen die Streikposten und die Gewerkschaften losgehen, denn darauf ist es abgesehen. — Ein Millionenprojekt hat die Baudeputation, Abteilung Straßenbau, der Bürgerschaft zugehen lassen. Für den Ausbau der Bürgerschaft zugehen lassen. Für den Ausbau der bremsigen Kanalisation und die Neuregelung der Abwasserbeseitigung sind zwölf Millionen Mark notwendig. Nach dem Projekt werden die ungeklärten Abwässer in den Pumpstationen gesammelt und mittels fräitiger Pumpen durch Druckrohrleitungen unterhalb Mittelsbüren in die Weser geleitet. Auf dem rechten Weserufer sind zwei Rohrleitungen von 1,2 Mtr. Durchmesser und einer Länge von 12½ Km. vorgesehen. Die Winterbewässerung der Wiesen mit Kanalwasser hat sich bewährt und soll weiter ausgedehnt werden.

Verantwortlich für die Rubrik „Lübeck und Nachbargebiete“ und die mit P. L. gezeichneten Artikel: Paul Schwig für den gesamten Inhalt Johannes Stellung. Verleger: E. H. Schwart. Druck: Friedr. Wener u. Co. Sämtlich in Lübeck.

**Inserate** finden durch den „Lübecker Volksboten“ in den Kreisen des werftätigen Volkes weite Verbreitung und größte Beachtung. Wer auf Erfolg rechnet, inseriere im „Lübecker Volksboten“.



## Banditenpolitik in Rußland.

Wie wütende Bestien kämpfen jetzt die einflussreichsten Cliquen der höchsten Bureaucratie um das Erbe Stolypins, indem sie das Attentat des Polizeiterroristen Bogrom für ihre egoistischen Zwecke auszunutzen suchen. Was hierbei von den erbitterten Gegnern und Konkurrenten einander an den Kopf geschleudert wird, übersteigt in seiner ungeschminkten, gräßlichen Wahrheit alles, was bisher von oppositioneller Seite gegen das russische Regierungssystem gesagt worden ist. Als Wortführer der kämpfenden Gruppen treten die Zeitungen „Nowoje Wremja“ und „Ruskoje Schamja“ auf. Die erstere, die am weitesten verbreitete und einflussreichste reaktionäre Zeitung Rußlands, die sehr häufig als Sprachrohr der Regierung benutzt wird, nimmt in diesem Kampfe eine etwas unabhängige Stellung ein, weil einer der Hauptredakteure, N. Stolypin, der Bruder des getöteten Ministerpräsidenten, an der Aufdeckung der Schandwirtschaft der Dzhana persönlich interessiert ist. Dagegen tritt das zweite Blatt, das Organ Dubrowins und der Bogromistenorganisationen, vollkommen offen für die Dzhana ein, ohne hierbei vor den schärfsten Drohungen und Einschüchterungsverfuchen zurückzuschrecken. Auf welchem Gebiete und mit welchen Mitteln der gekennzeichnete Kampf geführt wird, tritt am besten aus den nachfolgenden Beispielen hervor.

Am 6. Oktober schrieb die „Nowoje Wremja“ anlässlich der hochverräterlichen Absichten der obersten Leiter der Dzhana: „Die Personen, die mit dem obersten Schuch in Kiew beauftragt waren, hatten gar kein Interesse an dem Schutze des Lebens des Ministerpräsidenten. Diese Herren genossen in der letzten Zeit keine Gunst nicht und konnten infolge dessen nicht darauf rechnen, unter ihm Karriere zu machen. Indessen war es in bürokratischen Kreisen gut bekannt, daß die mit der obersten Leitung der Dzhana in Verbindung stehenden Personen, für den Fall des Abganges P. A. Stolypins, schon früher die bedeutendsten Ämter unter sich verteilt hatten.“

Diese furchtbare Anschuldigung, die dem Regierungsmonteur „Kossija“ nur ein schwächliches Abwehrgeflüster entlockte, löste im gegnerischen Lager statt einer direkten Widerlegung nur eine wütende Schimpfkanonade aus, die wiederum von höchst interessanten Enthüllungen begleitet wurde. So schreibt die „Ruskoje Schamja“, die Angriffe gegen den Ministergehilfen General Kurlow, dem obersten Chef der Dzhana, seien eine unmittelbare Fortsetzung der Intrigen, die von Stolypin schon seit längerer Zeit gegen ihn geführt wurden. Es sei allen bekannt gewesen, daß die Lage Kurlows unhaltbar war, und daß Stolypin für ihn in Kiew eine Katastrophe vorbereitete. Andererseits habe Stolypin den Generalgouverneur von Kiew, General Trepow, von jeder Teilnahme an den Schutzbereitungen ausgeschaltet, weil er „fürchtete, General Trepow werde sich an ihm wegen seines Bruders rächen, den Stolypin aus administrativer Machtvollkommenheit aus der Residenz verbannt hatte.“ Diese Enthüllung, an deren Richtigkeit zu zweifeln keine Veranlassung vorliegt, ergänzt das Bild, das die „Nowoje Wremja“ von den geheimen politischen Plänen der Leiter der Dzhana entworfen hat. Das Gesamtbild wirkt in

seiner nackten Grauenhaftigkeit wie eine Ausgeburt der wildesten Phantasie. Man bedenke: der Gewaltmensch Stolypin vertritt im Frühjahr das einflussreiche Reichsratmitglied Trepow aus dem Reichsrate und verbannt es aus Petersburg, weil Trepow anlässlich des Konfliktes zwischen Stolypin und dem Reichsrate gegen ihn zu intrigieren gewagt hat; im Herbst fürchtet aber Stolypin nach Kiew zu fahren, wenn der Bruder des verbannten Würdenträgers als Generalgouverneur für seinen „Schutz“ sorgt (Stolypin kannte offenbar seine Pappenheimer!); zu gleicher Zeit spielt sich aber ein erbitterter, stiller Kampf zwischen dem Ministerpräsidenten und dem immer einflussreicher werdenden obersten Chef der Polizei, General Kurlow, ab, der (nach dem von ihm organisierten Pogrom in Minsk) vom simplen Provinzgouverneur zum Ministergehilfen emporgerückt ist und noch bei Lebzeiten Stolypins nach einem höheren Posten trachtete; dieser merkt die Gefahr, die ihm von seiten des Chefs der „Dzhana“ droht, aber noch ehe er den Schlag gegen den gefährlichen Konkurrenten ausführen kann, geht einer der „selbstschützenden“ Revolver der Geheimpolizei los, dessen Kugeln das Haupt der herrschenden Clique zu Boden strecken.

Ein so, in alle Schliche der Bureaucratie eingeweihter, konservativer Politiker, wie der alte Fürst Meshcherski, schreibt in seinem Blatte anlässlich der letzten Ereignisse: „Wenn das jetzige System der Spionage und des Schutzes nicht durch ein anderes ersetzt würde, so könne man sogar einen Staatsstreich erwarten.“ Die oben angeführten Tatsachen bestätigen nicht nur das, sondern zeigen auch zur Evidenz, daß die Zerfahrenheit und Zerlegung an den höchsten Regierungsstellen einen den Zarismus selbst bedrohenden Charakter angenommen haben.

Es ist eine reaktionäre Utopie, wenn Leute wie Fürst Meshcherski von einer Änderung dieses Zustandes sprechen und das jetzige System der „Dzhana“ durch „ein anderes“ ersetzen wollen. Das jetzige Regierungssystem kann sich nicht am eignen Schopfe aus dem Sumpfe ziehen. Das begreift der schlaue Fuchs Witte, der dieser Tage das Postulat aufstellte, als russischer Minister könne nur ein Mann fungieren, der in alle Geheimnisse der politischen Spionage eingeweiht sei, während alle übrigen Eigenschaften von nebensächlicher Bedeutung seien. Daran hält auch — wohl rein instinktiv — der Zar fest, der zum Minister des Innern den erprobten Polizeichief Makarow ausserkoren hat und für dessen freigewordenen Posten einen Mann sucht, der die Lockpfeileigenschaften eines Niew mit dem Bogromitentum eines Dubrowin vereinigt. Das alte Spiel ist noch nicht ganz zu Ende, und schon werden die Karten für ein neues Spiel gemischt.

## Die Not der Lebensmittelerzeugung.

Die Unterernährung, wenn nicht der Hunger, ist heute in jeder Arbeiterfamilie zu Gast, dies beweisen die nackten Zahlen des Nahrungsmittelverbrauchs. In nachfolgendem ist an der Hand genau angegebener Materialquellen einmal nachgeprüft, was für ungeheure Verluste die Teuerung der Nahrungsmittel nach sich geschleppt hat.

Wie der deutsche Arbeiter wirklich lebt, was er isst, wieviel er für Nahrung und Kleidung, für Wohnung und

Heizung ausgiebt, das ist für die offizielle Wissenschaft, die genau die Frühstückstispeisekarten Oros des Faulen kennt, ein unentwirrbares Geheimnis. Nur jämmerliche Anfänge einer wirklichen Volkswirtschaft sind bis jetzt vorhanden. Aber auch diese, im besonderen die sich auf rund 900 Familien erstreckenden Erhebungen des Reichsamts des Innern von 1908 geben noch keinen wirklichen Einblick in die Ernährungs- und Existenzverhältnisse des deutschen Proletariats, treffen sie doch nur wenige wirkliche Normalarbeiter.

Gehen wir einmal an die Frage: wie lebt heute der Arbeiter? auf die Art heran, daß wir feststellen, was er essen muß, um sich normal zu ernähren, und welche Ausgaben damit verbunden sind.

Als Normalration eines ausgewachsenen Menschen wird die wöchentliche Portion eines deutschen Marinefeldaten, wie er sie nach den Speiseregeln in heimischen Häfen zu bekommen hat, angesehen. Diese sieht so aus:

Gramm	Gramm
800 Rindfleisch,	3000 Kartoffeln,
750 Schweinefleisch	340 Zucker,
800 Hammelfleisch	5250 Brot,
150 Reis,	455 Butter,
300 Pohnen,	300 Erbsen,
500 Weizenmehl,	21 Tee,
200 Backpflaumen,	0,11 Liter Essig.

Was muß ein Arbeiter ausgeben, um die vorbezeichneten Nahrungsmittel zu bekommen? Es kommt hierbei darauf an, die wirklichen Detailpreise, wie sie von Arbeitern gezahlt werden, zu erhalten, an den üblichen Großhandelspreisen u. w. lassen sich immer nur gewisse durchschnittliche Ergebnisse erkennen. Ein einwandfrei auf gleicher statistischer Basis fortlaufendes Material bieten die Durchschnittsverkaufspreise der wichtigeren Lebensmittel bei der großen Kruppischen Konsumanstalt in Essen, die in gleichmäßigen Feststellungen von 1871 bis 1910 vorliegen. Ein genauer Vergleich mit den Markthallenpreisdurchschnitten ergab, daß sie um rund 8 Proz. niedriger sind, als die regulär in Betracht kommenden Preise. Auf dieser Basis wurde nun errechnet, wieviel eine Ration des deutschen Marinefeldaten pro Woche im Jahre 1900, 1905, 1907, 1910 kostet. Für 1911 sind die großstädtischen Detailpreise, verglichen mit den preussischen Detailpreisen und in Vergleich gesetzt mit den Kruppischen Zahlen zusammengefaßt. Wir haben also für die Jahre bis 1910 die Kruppischen Ziffern plus 8 Prozent gleich großstädtischer Detailpreis, mit September 1911, preussisch-großstädtischer Detailpreis in Vergleich gestellt.

Als Basis für eine Arbeiterfamilie sind zwei Erwachsene und drei Kinder angenommen worden. Die deutsche Durchschnittsfamilie hat 4,70 Köpfe, die von uns angenommene 5,00. Zwei Kinderwochenrationen sind gleich einer Ration pro Erwachsenen angenommen worden, ein Verfahren, daß sich mit amtlichen Statistiken deckt.

Auf dieser Basis ergibt sich für die vorbenannten Jahre der folgende Geldaufwand, dem die prozentuale Steigerung gegenüber dem Jahre 1900 immer beige stellt ist.

Die wöchentliche Ernährung einer Familie von fünf Köpfen — 2 Erwachsene und drei Kinder — kostete, wenn als Ernährungsaufwand 3½ Marinerationen zugrunde gelegt werden:

## Mut zur Sünde.

Roman von Max Kreher.

(16. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten; alle Rechte vorbehalten.)

Neulich war der Schuster sein Schmerz, und jetzt quakte er nun über den Schneider dem Alten die Ohren voll, sodaß dieser in die größte Unruhe geriet, dann aber das weitere mit den fast groben Worten durchschnitt: „Ich weiß nicht, daß du dich immer beklagst. Mir ist alles wie angegossen — gleich nach der ersten Anprobe schon. Ein vorzüglicher Mann, dieser Schneider. Bei dir ist alles immer gleich Idiot. Begreife ich nicht. Ça je ne comprends pas.“

Und er ließ ihn verblüfft stehen und setzte sich mit den anderen zu Tisch, wobei er sich die Serviette wie ein Kind um den Hals band, was er aber immer nur zu Hause tat, weil er wußte, daß Annemarie sich stets darüber freute und ihn „Papa Kind“ nannte. Und sie ahnte nicht, wie ernst die Sache war.

„Weißt du, es ist doch himmlisch schön, wenn du wieder bei uns bist,“ sagte Gbda dann nach dem Essen zu Günther, als er mit ihr in dem großen Wohnzimmer beim Saltspiel saß. „Bleibe doch immer wieder zu Hause, ja?“

„O, es wäre schön, Günther,“ himmelte ihn nun auch Annemarie an, die zusah und auf den Augenblick wartete. Wo er die Partie verlieren würde, damit sie an die Reihe käme. Denn er verlor immer, natürlich aus Liebe zu den Schwärmern, damit sie die zehn Pfennige gewönne, um die es regelmäßig ging. Namentlich die jüngste freute sich dann diebisch, wenn sie das Nickelstück wieder einziehen durfte.

„Nein, es geht nicht, mein Engel,“ sagte er würdig, „der Klub, der Klub! Bedenkt nur, er muß doch gegründet werden.“

Auch den anderen Abend gab er noch zu, dann aber brannten ihm schon die Sohlen.

„Muß es denn sein, Günther,“ sagte Frau Frobel vorwurfsvoll, als sie gleich nach sieben sah, wie eilig er es hatte.

„Von Neujahr ab bessere ich mich, paß auf, erwiderte er sorglos und wollte davonstürmen.“

Sie hielt ihn fest. „Die Mädels werden heulen. Annemarie hat schon ganz andere Farbe bekommen.“

Günther lachte. „Die bekomme ich draußen auch. Hör mal, es ist wirklich keine Freude, Papa und Gerhard sich andern zu sehen. Gestern abend haben sie sich wie die Klei-

nen Kinder gestritten — über eine Stunde lang. Und wüber? über den Mond. Ich wurde stumpsinnig.“

Frau Frobel seufzte und ließ ihn ziehen.

Und Günther ging hinaus in den klaren Winterabend, mit dem Gefühl großer Befreiung von einem häuslichen Glend, unter dem er ebenso litt wie seine Mutter.

O, dieses Berlin, dieses schöne, verführerische Berlin — wie lockte es ihn, seitdem er Nina Kanow kennen gelernt hatte. Eigentlich hieß sie Anna Käsemann, aber das machte nichts, daran ließ er sich nicht, denn es war ihm einleuchtend, daß er sie niemals werde heiraten können, obgleich er sich einredete, sie wahrhaftig zu lieben; und sie sich der Einbildung hingab, seine „Legitime“ zu werden, falls er die Familienhindernisse besiegt haben würde. Als seine Mutter ihn noch an demselben Tage in der Dämmerungskunde ihr Herz weiter über Emmerich ausgeschüttet hatte, ohne viel mehr hinzuzufügen, als gerade nötig war, damit er ihr Interesse an dem Sänger erkläre, brachte er ihren Roman mit seinem eigenen zusammen, und so malte er sich aus, daß es ihm wahrscheinlich später, wenn er als Chef mit ergrautem Kopfe dasjenige werde, auch so ergehen würde, falls ihn das einstige süße Mädel an vergangene Zeiten erinnerte hätte. Wie pflegte Herr Kornelius Herold zu sagen? — „Im Leben wiederholt sich alles, ja, ja.“

„Geda. Schauffeur! Sind Sie frei?“

Das Auto bremste und fuhr vor.

„Theater des Westens.“

Dort hatte er sie hingebeten, da sie am Abend nicht beschäftigt war. Denn er war nun ebenfalls auf Emmerich neugierig geworden, der heute zum letzten Mal und zwar als „Postillon“ auftrat. Man hatte das Gastspiel merkwürdig abgekürzt und dem Ruhmeszehrer noch diese eine Gelegenheit gegeben, sich in einem besseren Andenken zu erhalten. Das sollte Günthers Überraschung für die liebe Familie sein: am anderen Tage vor alle hinzutreten und ihnen zu sagen: Ihr habt ihn sterben sehen; ich habe ihn zu Grabe tragen helfen.

Mit anderen Gefühlen fuhr er dahin, als vor drei Tagen Frau Frobel. Denn hier saß die Jugend im Wagen, mit dem heißen Verlangen nach Frische, erfüllter Sehnsucht entgegen; nicht mit erstickener Hoffnung im Herzen, die vor dem Rest des alten Feuers erzittert. Kein schlimmes Grubeln erschwerte die Fahrt, kein banges Seufzen entschlämmerte das Gewissen — nur lose Ungebuld trieb die Gedanken im Fluge voraus. Was gingen ihn die Lichter im schwarzen Kanal an, was die Häuser, die dummen Bäume und die tiefen Schatten unter den Brücken! Er sah nur Licht, das

wie ein leuchtender, roter Schein die ganze süße Nina umstrahlte.

„Es ist aber die höchste Eisenbahn, Schagerl! ne Viertelstunde sieh ich mir schon die Beine in den Hals, und die Nase ist mir auch schon halb erfroren. Und außerdem läuft da so'n alter Ekel herum, der mich immer anguckt. Ja, lach nur, es ist wahr.“

Günther lachte allerdings, denn diese kleinen Vorwürfe, die ihm trotz der Dürre immer lieb aus ihrem Munde klangen, kannte er bereits. Wenn sie eine Viertelstunde sagte, so waren es sicher keine fünf Minuten.

Nina Kanow war ohne Zweifel ein Mädchen, mit dem man sich sehen lassen konnte, auch wenn man keine besondere Vorliebe für die Damen vom Theater hatte. Denn erstens war sie noch jung, zweitens hatten die Schminktöpfe ihre Haut noch nicht verdorben und drittens war sie noch nicht „gegründet“ worden, was wohl mit ihrem kleinen Talent und mit dem Umstand zusammenhing, daß man sie bisher immer für eine unechte Perle gehalten hatte. Außerdem war sie bisher ziemlich solide geblieben, was wohl daher kam, daß sie bei ihren Eltern wohnte, gut situierten Bürgerleuten, die am Theatertisch litten und im Geiste schon den Grafen sahen, der das Töchterchen fröhlich von den Brettern in sein Schloß (natürlich mußte es hochgelegen und wildromantisch sein) entführte. Es hätte übrigens auch ein Prinz sein können — wenigstens nach Ansicht von Wama Käsemann, die von jeher für die „Theaterschule“ gewesen war, in die man das liebe Kind schon mit sechzehn Jahren gesteckt hatte. Die gute Wama wurde dazu durch Erinnerungen an ihre einstige „Theaterlaufbahn“ getrieben — Erinnerungen, über die sie Fremden niemals ganz Aufklärung gab.

Herr Käsemann, der in allen Wünschen seiner Frau immer einer Schwäche unterlag, die wohl mit seinem Generalvertrieb feinerer Alkoholproben zusammenhing, war allerdings mehr für einen „Finanzier“, womit er alle Geldlächer bis zum Bankdirektor und Kommerzienrat hinauf umschrieb. Denn schließlich mußte man doch einmal an das Altgedenken, und wer hätte dieses bereinstige Sanssouci besser verschönern und vergrößern können, als Ninas Zufünftiger, den sie sich kapern würde. Wenn sie eben schlau wäre! Na, und etwas schlau mußte wohl heutzutage ein jedes hübsche Mädel sein; und dann erst recht, wenn sie dem Weg des Ruhmes entgegenging. Und daß bald ganz Berlin von dem Goldfunde sprechen würde — das stand bei Käsemanns so unerschütterlich fest wie der Turm der Lutherkirche, den sie tagtäglich von ihrer Wohnung vor Augen hatten.

„Du hast doch Boge genommen, Schagerl?“

Jahr	Mk.	Proz.
1900	22 20	—
1905	23 51	5,9
1907	24 64	10,9
1910	26 66	20 1
September 1911	30 94	36,7

mehr als 1900

Wir leben seit der Jahrhundertwende in einer beispiellosen und dauernden Lebensmittelerhöhung, die auch durch vorübergehende Schwankungen nach unten nicht verringert worden ist. Der Nahrungsmittelverbrauch einer fünfköpfigen Arbeiterfamilie ist von 1900 bis 1910, bei gleicher Ernährungsbasis um über zwanzig Prozent gestiegen! So viel Lohnerhöhungen hat keine Berufs-kategorie in diesem Dezennium erhalten! Aber, was noch viel schlimmer ist von 1910 (Jahresdurchschnitt) bis zum Monat September ds. Js. (Durchschnitt des Monats) allein ist die Lebensmittelerhöhung um bald 17 Prozent nach oben gegangen. Wenn man 1900 als Vergleich legt, so heißt dies nicht mehr und nicht weniger als daß in einem Jahrzehnt die Lebensmittel um nicht viel teurer geworden sind, als jetzt innerhalb neun Monaten!

Die Goldströme der Lebensmittelerhöhung fließen in die Taschen des deutschen Großagrariertums, in die Beutel des Handels jeder Art, und der Arbeiter, oder richtiger, nicht nur der Arbeiter, sondern die große Masse des deutschen Volkes muß Hunger leiden!!

Die schon genannte Erhebung von Wirtschaftsangaben minderbemittelter Familien, die durch das Reichsamt des Innern erfolgte, stellt fest, daß bei rund 900 Familien der eigentliche Nahrungsmittelverbrauch rund 50 Prozent der Einnahmen ausmacht. Stellen wir ihn auf sechzig Prozent, so ergibt sich, daß 1900 eine fünfköpfige Familie für den Normalnahrungsaufwand allein 1154 40 Mk. ausgeben mußte; das eigentliche Einkommen hätte demnach damals für den Familienvater mindestens 2300 Mk. betragen müssen. Alle die Familienväter, die Frau und drei Kinder zu ernähren hatten, aber nicht 2300 Mk. verdienen im Jahr, mußten demnach schon damals mit ihrer Familie schlechter leben als ein deutscher Marinesoldat!! Für September 1911 ist der eigentliche Nahrungsmittelverbrauch auf 1577 68 Mk. pro Jahr gestiegen, der Familienvater müßte jetzt also mindestens 3200 Mk. verdienen. Wieviel Familienväter verdienen das? Wie Spott mutet die Summe an, die notwendig ist, auch nur das Ernährungsminimum einzuhalten, das einem jeden deutschen Marinesoldaten staatsicherseits zugebilligt ist!

Wieviele Familienväter mit Frau und drei Kindern haben wir, die jährlich nur 1500, ja 1200 Mark und noch weniger verdienen, sie leben alle, alle um 40, 50, 60 und noch mehr Prozent zu schlecht. Sie leben nicht mehr wie Menschen, sie vegetieren wie Tiere! Sie und ihre Kinder leben in Not und Elend, das Verbrechen rückt ihnen häßlich immer näher auf den Leib, alle Kinder dieser Hunderttausende von Eltern, sie werden geboren von unterernährten Müttern, von schwachen Vätern, sie bringen alle das Verbrechen, das man an ihren Eltern begeht, als Erbe für ihr ganzes Leben mit zur Welt! Das Unglück von Hunderttausenden und Millionen, die fürchterliche Zukunft, erkränkt sie die besitzenden Klassen, die Regierung nicht? Nein! Denn sonst würden sie helfen!!!

Und warum ist dies alles so? Warum rettet sich der Staat vor aller Verantwortung durch etliche jämmerliche Frachtermäßigungen und die Städte durch ein Duzend Fischverkaufsstände? Warum leben die Reichen in Saus und Braus? Warum jubeln die Junker über die gute „Konjunktur“? Weil der letzte Arbeiter noch nicht angewacht ist!! Darum wacht auf ihr Leuten, denkt daran, daß ihr gleichberechtigte Menschen seid!! Kämpft um eure Rechte!!!

## Freisinnige Wohnungsfürsorge.

In Königsberg besteht eine außerordentliche Wohnungsnot. Am 1. Oktober waren eine große Anzahl Familien obdachlos; sie hatten beim besten Willen keine Wohnungen finden können und wurden nun in den Kellern und Stationen der alten Festungsräume, ja, sogar in einem alten Militärgefängnis untergebracht, wo zum Teil die Zustände schauderhaft waren. Schon seit Jahren hatten die sozialdemokratischen Stadtverordneten die Stadtverwaltung ermahnt, Abhilfe durch kommunalen Wohnungsbau zu schaffen, und auch in diesen Tagen, als sich die Stadtverordnetenversammlung ganz naturgemäß mit der Linderung der Wohnungsnot beschäftigen mußte, kehrte der Antrag wieder. Doch er wurde auch jetzt abgelehnt. Die „freisinnige“ Stadtverwaltung bekreuzigte sich geradezu vor dem kommunalen Eigenbau. Man warf der Sozialdemokratie vor, daß sie nur die Massen verhehe und besonders entrüsteten sich die Herren über eine Reihe Artikel der „Volkszeitung“, die Elendsbilder von dem Wohnungskammer gebrückt hatte.

Der „liberale“ Oberbürgermeister Rörte, Mitglied des Herrenhauses, wandte sich gegen die Sozialdemokratie mit folgenden Worten: „Ein fallisches Aufspeichern unterer Bevölkerung, die nicht Zeit hat, sich selbst ein Urteil zu bilden, muß dahin führen, daß solche Missetaten, die durch diese Maßregeln im Moment garnicht betroffen werden, mit einer solchen Masse von Erregung und falschen Vorstellungen erfüllt werden, daß eines Tages eine solche Fülle von Haß und Erbitterung vorhanden ist, daß sie nach irgendwelchen anderen Ankerungen drängt. Ich möchte es aussprechen: Die Sozialdemokraten übernehmen eine Verantwortung vor der Welt und vor sich selber, die sie gar sehr sich hüten sollten zu übernehmen. Nicht überall wird es so glimpflich abgehen bei Verzweiflungszuständen der Massen, wie bei den letzten Vorgängen in Wien. Die Tatsachen bewiesen, daß, wenn die aufgepeitschte Volkseele wirklich überkochen will, dann diejenigen Herren, die an der Aufpeitschung eifrig beteiligt waren, in der letzten Minute zum Waghalsen raten und sich selbst zurückhalten!! Sie (zu den Sozialdemokraten) werden damit nicht rechnen können, daß bei unserer gottlob festesten bürgerlichen Gesellschaft mit so mangelnder Festigkeit vorgegangen wird, wie es anderorts geschehen ist. Die tatsächlichen Notstände, die dadurch über weite Volksschichten heraufbeschworen werden, müssen sich die Herren Sozialdemokraten vor der Welt auf ihr Konto schreiben lassen. Das Schließen auf den Justizminister von Wien spricht Bände. Das sind die Früchte ihrer Taten.“

In dieser und ähnlicher Weise wurde gegen die sozialdemokratische Kritik losgezogen. Was aber die Stadtverordnetenversammlung zur Linderung der Wohnungsnot beschloß, war völlig unzulänglich, und kommt zum Teil sogar noch den Hausagrarern und Bauprüferkulantenzugute. So soll die Stadt eine Fünfmillionen-anleihe aufnehmen, um den Bauherren Hypotheken zu bewilligen. Während aus Privathand gewöhnlich nur Hypotheken bis zu 60 Proz. des Wertes zu beschaffen sind, soll die Stadt bis zu 80 Proz. beleihen. Einen etwaigen Ausfall der Zinsen und des Kapitals bei Zahlungsunfähigkeit des Hausbesizers hat dann die Allgemeinheit zu tragen. In dieser Weise will man in Königsberg die Wohnungsnot bekämpfen. So steht die warmherzige Arbeiterpolitik der Freisinnigen aus.

## Aus der Partei.

**Notenliste der Partei.** In der Nacht zum Freitag verstarb plötzlich in Chemnitz am Herzschlag Genosse Emil Riemann im Alter von 55 Jahren. Sein Leben stand mit der Chemnitzer Arbeiterbewegung von Jugend auf in Verbindung. In der gewerkschaftlichen Organisation und auch in der Partei stand er über zwei Jahrzehnte in den vordersten Reihen. Schon während des Sozialistengesetzes. Das Unternehmertum, die Schlotbarone verfolgten ihn mit

glühendem Haß und ließen ihm die Hungerpeitsche fällen. In Chemnitz und Umgebung erhielt er keine Arbeit mehr, weil er als Metallarbeiter für seine Organisation, den Metallarbeiterverband, arbeitete, wie seinerzeit wenige. Auch die Partei schuldet ihm für seine tätige Mitarbeit großen Dank. Er war Vorsitzender des Bezirksvereins Schlot-Chemnitz. Der Parteizeitung hat er bis zuletzt als Vorsitzender der Pressekommision treu gedient. Die Partei wird seiner immer treu gedenken.

## Gewerkschaftsbewegung.

**tariffvertrag in der Wollebranche.** Der Deutsche Textilarbeiterverband hat mit der „Vereinigung der Garnfärbereien und Appreturen für Glauchau, Meerane und Umgegend“ einen neuen Vertrag abgeschlossen. Der Mindeststundenlohn für Appreturen beträgt ab 1. April 1912 84 bzw. 86 Pfg., für Wäcker und Appretur-Hilfsarbeiter 80 1/2 Pfg., für Arbeiter in Strangfärbereien 82 Pfg., für Seidenfärbereiarbeiter 80 und 82 Pfg. und für Arbeiterinnen aller Branchen 17 1/2 Pfg. Ab 1. Oktober d. J. bekommen die Arbeiter in den Garnfärbereien 2 Pfg. Zulage pro Stunde und ab 1. April 1912 einen weiteren Pfennig. Arbeiter in den Appreturen bekommen ab 1. Januar 1912 2 Pfg. und ab 1. April 1912 1 Pfg. Zulage pro Stunde. Arbeiterinnen in den Garnfärbereien bekommen ab 1. Oktober 1 Pfg. und Arbeiterinnen in der Appretur ab 1. Januar 1912 1 Pfg. pro Stunde Lohnzulage.

**Ver! und Arbeit!** Die Arbeiter im Grünsteinwerk zu Borsdorf (Erzgebirge) werden äußerst niedrig entlohnt. Die Firma hat es bisher mit großem Geschick durchgezogen, daß sich die Arbeiter dem Steinarbeiterverbande nicht anschließen. Geradezu köstlich aber ist die Arbeitsordnung, die von der Firma eingeführt worden ist. Wir wollen daraus nur zwei Paragrafen zitieren: § 11. Jeder Arbeiter ist verpflichtet, im Sommer früh um 6 Uhr, im Winter bei Tagesanbruch mit an der Andacht teilzunehmen. Die Andacht gestaltet sich wie folgt: Es wird ein Lied aus dem Gesangbuch gesungen, dann ein Kapitel aus der Bibel vorgelesen, ein Gebet verlesen und noch ein Liederstück aus dem Gesangbuch gesungen, dann geht es an die Arbeit. § 12. Jedem Arbeiter ist in diesem Betriebe das Fluchen, Schmähen, Gotteslästerliche Worte, Mißbrauch des Namens Gottes streng untersagt. Wer sich seinen Mitarbeitern gegenüber Streitigkeiten oder anzügliche Streichreden auszulassen kommen läßt, Marretieren verübt und unflüchtige Reden führt, mer in den Ruhepausen sozialdemokratische Schurken vorliest, wird sofort von der Arbeit entlassen. Es hat den Anschein, als ob der Besitzer der Grünsteinwerke die Arbeiter nebenbei als Novizen für den klostertlichen Beruf vorbereiten will. Recht zeitgemäß bei dieser herrschenden Teuerung ist übrigens jetzt das Gebet: „Unser täglich Brot gib uns heute!“

**Streik der Glasarbeiter in Hohenbocha.** In Hohenbocha befinden sich die Blechschneid- und Glasarbeiter der Firma Ebenstein seit dem 9. September im Streik. Durch Abschluß eines Tarifvertrages wurde der Streik am 3. Oktober beendet und sollte die Arbeitsaufnahme am 16. Oktober erfolgen. Die Aufnahme der Arbeit wurde deshalb solange hinausgeschoben, weil der Glasofen nur langsam wieder in Betrieb gesetzt werden kann. Am 5. Oktober wurde der Vertrag der Firma vom Verband der Glasarbeiter zur Unterschrift überreicht, doch hatte diese jetzt einige Auslegungen zu machen, auf die die Arbeiterschaft aber nicht eingehen konnte. Die Firma verweigerte die Unterschrift und die Arbeiter müssen es unter diesen Umständen ablehnen, die Arbeit am 16. Oktober aufzunehmen. Die Organisation der Glasarbeiter hat die Firma nochmals ermahnt, die Unterschrift zu vollziehen; da aber eine Antwort nicht gegeben wurde, so lehnen die Arbeiter die Aufnahme der Arbeit ab. Alle Glasarbeiter werden dringend ersucht, Hohenbocha zu meiden.

**Beendete Lohnbewegung in der Vieleselder Nähmaschinen-, Fahrrad- und Automobilindustrie.** In fünf großen Versammlungen nahmen die Arbeiter am Donnerstagabend Stellung zu den zwischen den Vertretern der Parteien getroffenen Vereinbarungen. In zwei Versammlungen sprach sich die Mehrheit gegen die Annahme der Vereinbarungen aus, das Gesamtresultat ergab jedoch eine mehr als Dreiviertelmehrheit. Die Arbeiter haben somit erzielt: 1. eine Verkürzung der Arbeitszeit um eine Stunde pro Woche; 2. eine Erhöhung der aufbesserungsbedürftigen Arbeitslöhne; 3. eine Aufbesserung der Stundenlöhne für alle über 18 Jahre alten Arbeiter um 3 Pfg. für Stundenlohn unter 40 Pfg., und um 2 Pfg. für Löhne über 40 Pfg.; 4. die Festsetzung

Das „Schlager“ entpuppte sich zwar nicht seinem Geschick, aber es war ihr nun einmal von einer älteren Kollegin aus Wien, die in Lebensdingen schon ihre Routine hatte, gelangt geworden. Außerdem fand sie das Kostwort rechtlich, gewissermaßen paßig; und so hießte er es jedesmal als Auszeichnung ein.

Natürlich hatte er Loge genommen, denn er war nicht umsonst im Smoking, um ihrer würdig zu erscheinen — dieser eleganten Frau, die trotz ihrer kleinen Gage immer schick und modern ging, teure Hüte auf der blonden Krone. Dafür sorgte schon Papa Käsemann; denn bis die schwieger-söhnliche Stütze kam, war sein Grundtag: „Immer nobel, immer lauter: Einde unten und oben. Et fortet zwar wat, aber der wird wieder runjeholt.“ Und Mama Käsemann, die so was immer „von früher her“ kannte, gab gern ihre Brillantringe und Schmuckstücke her, damit auch „allens echt“ an der zukünftigen Formel sei.

Und dann sind wir nachher noch recht gemütlich beisammen, ja? Jährlich lächelte sie ihn an, und ihre süßlichen Glücksaugen gingen ihm durch und durch; noch mehr sah ihr elektrischer Fingerdruck auf seinem Arm. Natürlich fand er das ganz selbstverständlich, denn wenn man das Paradies vor Augen hatte, so verdamme man es nicht.

Sie war süß aber mit einer Dummheit begabt, die für junge, unbedarrene Leute von der Art Günthers etwas Verführerisches hat, besonders wenn sie mit Grazie aus schönem Munde fließt. Natürlich war es nur geringe Dummheit, denn was ihr sonstiges Wissen anbetraf, so verstand sie im Leben besser Komödie zu spielen als auf der Bühne, mehr harmlos als mit böser Absicht, ganz mit der Aufgewandtheit eines Berliner Wädel, das bei Gelegenheit fände gerade sein läge. Sie war verischonen in Günther, total verischossen, und da sie ihm das bei jeder Gelegenheit verischerte, so glaubte er nicht nur daran, sondern bildete sich erheblich viel darauf ein und dankte ihr mit Segenhebe. Die Künstlerin hatte es ihm angetan, die Dame vom Theater, die doch schließlich etwas anderes war, als die kleinen Alltagsmädchen, von denen dreizehn auf ein Duzend formten. Denn eine gab es zu. Also schloß er sich glücklich in dieser Beziehung, soweit das Glück für einen jungen Mann in dieser Lage gerade ausreicht, um einige Stunden damit auszuhalten.

Ja, an jedem Abend, wenn sie ihre kleinen Nebenrollen spielte, in denen ihr die Joten und sonstige höhere Hausmädchen am besten lagen, sah er im Theater und sah natürlich nur sie allein auf der Bühne; denn das Glück hatte mit ihrem letzten Auftritt für ihn ein Ende. Dann gab es Brüder an Nebenrollen, nur noch einzelne Minuten für

ihn, bis sie sich abgemerkt hatte und in ihrem Strangensollum an seinem Arme hing, oder wie mehr er an ihrem, denn bei einem süßen Verhältnis hat der junge Mann das Mädchen unter, woraus jeder Kenner schon seine Schlüsse ziehen kann.

Nach einer Viertelstunde saßen sie in einer Loge im ersten Rang, vorn an der Kränzung, das gefüllte Parquet unter sich, denn es war sogenannter Vereinsabend, was man in der Theaterstraße ein „matrones Haus“ nennt. Als sich von drüben ein paar Gläser auf sie richteten, fühlte Frobel junior so etwas wie stille Wärme; denn er empfand offensichtlich den Reiz der beiden Lebegiese, die wenigstens auf diese Weise mit den Augen die reizende Nina zu sich heranholen wollten. „Ja, ja“, würde Herr Kornelius Herold gesagt haben, „die Nina muß zwar, aber Geschmack hat er doch. Diese kleine ist 'ne Feine. Und Günther so mit Entzücken ihr Verlehenpartium ein, und jedes Knittern ihrer feidenen Brüste, sobald sie sich ihr Arm an dem seinigen rieb, ging ihm wie ein prickelnder Schauer durch die Glieder. Und wie sie sich zurücklegte, wie sie das Zirkelornament zu gebrauchen verstand! Das war alles schön einstudiert, den Damen der großen Welt abgesehen, denen sie sich in ihren Träumen bereits zurechnete. Allerdings hatte sie vorläufig von ihnen nur abgefaßt, aber es wächte der Reiz mit seinen höheren Zielen; oder wie Papa Käsemann so sagen pflegte: „Man immer so duhn, dann jooht man's am Ende.“

Mehrma's äugelte sie durch das Glas nach unten, und einmal nickte sie freundlich hinunter, der Stelle zu, wo sich gerade ein rotes, häßliches Gesicht zu ihr erhoben hatte. Dann verharnte die Glage im Parquet wieder unbeweglich neben dem mächtigen Haarwulst der besseren Hälfte zu seiner Rechten, der über einer mächtigen Pansenfülle thronte und das kleine Gesicht fast ganz erdrückte. Frobel junior sah es kaum, und wenn er es gesehen hätte, so würde er diesem kleinen Vorgang keine Bedeutung weiter beigelegt haben, denn es schielten von da unten genug zu ihnen herauf.

Die Vorstellung war zu Ende. Dieser Bonillon kann sich pensionieren lassen, meinte Günther sehr von oben herab, obwohl das dankbare Durchschnittspublikum stark klatschte. Natürlich hatte der gute Junge mit der Offenheit aller Verliebten zu Nina kleine Andeutungen über die Befanntschaft der Frobels mit Emmerich gemacht, selbstverständlich mit der nötigen Zurückhaltung. Es genügte ihm schon, wenn sie sagte, daß die seltsame Großmama dem Tenor zum Ruhme verholfen hatte. Ein wenig Phraserei lief dabei mit unter, was Nina's kleine Ohren mit Schrecken aufnahm; denn

nichts war einfacher für sie, als daß sich diese Gönnerlichkeit die in der Familie zu liegen schien, auch auf sie übertragen müßte.

Sie gingen in das Restaurant nebenan, denn Nina hatte es so gewünscht, weil ein ganz bestimmter Grund für sie vorlag, den sie aber verschwiegen. Da solle Musik sein, und es sage sich dort so angenehm, meinte sie.

Was sie nun eigentlich hat? dachte Günther dann, als sie in der Fensterecke des großen, blendend hellen Vorder-raumes saßen und ihr Blick unruhig dem inneren Eingang zuzuging, vor dem der Garderobenraum lag. Und als sie dann zwei Erble umkippte, wurde er aufmerksam.

„Nanu, weshalb?“  
„Ach, so'n Trick von mir, damit hier keiner mehr ran kommt. Wir trinken doch ein Glas Sekt, ja, Schackerl? Ich habe heute Mumm darauf. Sei mir nicht böse, nicht? Wie treue ich mich, wenn ich mit dir zusammen bin? Ich bin dir zum Aufessen gut, du mein liebes Güntherchen.“

Und sie hüpfte auf dem Sora, klappte die blauen Guck-augen zu ihm auf und ließ die kleinen Reißerchen blitzen. „Im liebsten hätte sie vor Vergnügen mit den Weinen strampeln mögen. Denn dieser Abend schien schon werden zu wollen: hier in dem vornehm ausgestatteten Saal, wo die ganze Decke in Weiß glänzte und wo man wie auf einem Präsidententeller saß, so daß man gesehen werden mußte und alles beobachten konnte, was vorüberzog. Und nebenan, in der Nische des kleineren Zimmers, summten die Musikanten ihre Geigen und ließen heraufschallend schöne Melodien ertönen, die nun einmal zu einem guten Souper mit Sekt und zu einem von Liebe schwellenden Herzen gehörten. Allerdings konnte man sich hier nicht drücken und knutschen, wie im „Chambre“, aber es war mal was anderes, als die Tafel im engen Raum, wo den Dritten nur der aufwartende Kellner mit dem wissenden Lächeln abgab, natürlich nur, sobald er gerufen wurde.

„Reiz hier, nicht wahr?“ flötete sie. Und ihre Tauben- augen gingen zu dem Tisch geradeaus an dem Vorderfenster, wo sich soeben drei schon etwas lädierte Gecken niedergelassen hatten, deren Wirtgenommener Minas wiegendes Köpfchen sofort in den Rahmen seines Monofers nahm und die andern beiden bezeichnend auf sie aufmerksam machte. So etwas entang einem aufgeweckten Wädel nie und er meinte alles Wohlgefallen, denn es gehörte zur Selbstschätzung der wertvollen Persönlichkeit. Die drei hätten am liebsten bei ihr gefessen, das meinte sie, aber „Ruchen“ würde Papa Käsemann sagen. „Guter jensht, wenn er nur feste figt.“

(Fortsetzung folgt)

eines Stundenlohnes für Akkordarbeiter ihren Leistungen entsprechend und 6. eine größere Stetigkeit des Arbeitsverhältnisses. Das bedeutet einen beachtenswerten Erfolg. Eine Unbequemlichkeit mußte mit in Kauf genommen werden: die Frühstücks- und Vesperpausen kommen in Wegfall. Das war eine Bedingung der Firma Düfopp u. Co. Doch ist von den Direktoren jedes Betriebes zugestanden worden, daß ein Frühstücks- und Vesperbrot neben der Arbeit eingenommen werden kann. Die Annehmlichkeit eines früheren Arbeitsschlusses um eine halbe Stunde ist nicht zu unterschätzen. Die Gewerkschaften können mit Genugtuung auf die Bewegung und ihren Ausgang zurückblicken.

Das Zentralschiedsgericht für das Baugewerbe hat sich neu konstituiert und den Oberregierungsrat Wagner-München zum Vorsitzenden bestellt. Die nächste Tagung beginnt am 16. Oktober im Reichstagsgebäude. Dem Zentralschiedsgericht liegen ca. 30 Eingaben der Vertragsparteien zur Beratung und Entscheidung vor. Die letzte Spruchführung fand im März d. J. statt. Die Erledigung der Geschäfte des Schiedsgerichts hat dadurch eine Unterbrechung erlitten, daß der bisherige Vorsitzende Geheimrat Wiedfeld den Vorsitz nicht weiterführen konnte und die Vertragsparteien sich recht schwer und erst nach wiederholten Verhandlungen auf einen anderen Unparteiischen einigen konnten. Die Schwierigkeit ist nun beseitigt und steht zu hoffen, daß in der kommenden Zeit die Arbeiten schneller erledigt werden.

## Soziales.

**Hungernot in Rußland.** Nach zwei verhältnismäßig guten Erntejahren steht das russische Reich wieder vor einer jener chronischen Hungersnöde, die in den letzten zwei Jahrzehnten periodisch seinen Kriegerlauf erwidern. Nach den Hungerjahren 1891/92 folgten die Jahre 1894/99, die Not erreichte aber ihren Höhepunkt in den Jahren 1905 bis 1908, in denen der Notstand der Bevölkerung stetig anwuchs. In diesem Jahre sind 15 Provinzen von der Hungersnot betroffen, deren Stetigkeit daran gemessen werden kann, daß schon jetzt im Oktober, von allen Seiten Nachrichten über die Not der Bauern, über Epidemien, Hungerevoluten usw. kommen. So wird aus dem Gouv. Orenburg berichtet, daß die Bauern ihr Vieh verkauft, ihre Höfen abgedeckt und die Dörfer verlassen haben; auf den Straßen umherhungernde Kinder umher, die von ihren Eltern verlassen worden sind. Im Gouv. Saratow ist bereits der Skorbut aufgetreten, in den Gouv. Simbirsk und Kasan wüthet der Typhus, der eine erschreckende Mortalität mit dem Hungertyphus anweist usw. Wie aus vielen Orten berichtet wird, können die hungernden Bauern aus den Notstandsgebieten in die Städte und Fabrikdörfer, wo sie um Arbeit betteln. Die industrielle Reservearmee schwillt täglich an, was eine enorme Gefahr für die Arbeiterschaft bedeutet, die eben erst begonnen hat, die günstigeren wirtschaftlichen Konjunktur für die Aufbesserung ihrer Lohnbedingungen anzunehmen. Die entsetzende Hungersnot muß auch ohnedies auf die Lohnkämpfe der städtischen Arbeiter lähmend einwirken, da die Industrie in völliger Abhängigkeit von den inneren Märkten steht.

## Aus dem Gerichtssaal.

**Todesurteil gegen eine Madenmutter.** Das Schwurgericht in Chemnitz verurteilte nach siebenstündiger Verhandlung die Witwe Vogt wegen Mordes, begangen an ihrer 13jährigen Tochter Heitha, zum Tode. Die Angeklagte habe die Tat verübt, um sich in den Besitz der hohen Versicherungssumme zu setzen. Das Gericht erkannte außerdem gegen die Angeklagte wegen Brandstiftung, Vollbrandstiftung und verübten Betruges gegenüber den Versicherungs-Gesellschaften auf 2 Jahre und 5 Monate Zuchthaus.

## Genossenschaftsbewegung.

**Konferenz der Konsumvereine des Zentralverbandes in Frankfurt (Main).** Am 3. und 4. Oktober tagte in Frankfurt (Main) eine Konferenz des Zentralverbandes deutscher Konsumvereine, die an sich die Aufgabe hatte, die Taktik der Konsumvereine gegenüber den neuen Steuerplänen zu beraten. Weiter beschäftigte die Konferenz sich aber auch mit der Stellungnahme der Konsumvereine zu den politischen Wahlen. Das Referat hierzu hatte Verbandssekretär Feuerstein (Stuttgart) übernommen. Der Siedengang des Referats und der Diskussionen sind sich aus der zu diesem Gegenstande vom Referenten vorgelegten und von der Versammlung einstimmig beschlossenen Resolution ergeben, die mit hier im Wortlaut folgen lassen. Sie lautet:

Bei Handwerkskammern und händlerischen Organisationen Deutschlands machen sich seit Jahren Bestrebungen geltend, den bei politischen Wahlen aufstrebenden Bewegungen sogenannte Mittelstandsforderungen zur Anerkennung zu unterbreiten, welche sich in erster Linie auf die gefeggeberische Bekämpfung der bestehenden Konsumvereine durch Ausnahmestellung und Beschränkung des Geschäftsbetriebs beziehen. Neben dieser beabsichtigten künstlichen Entwicklungshemmung ist es außerdem auf die Verhinderung der Gründung neuer Konsumvereine abgesehen, wozu insbesondere die Aufwertung der sogenannten Bedürfnisfrage dienen soll.

Da nun diese Bestrebungen seitens der bezeichneten Korporationen wie auch innerhalb des Handelsbundes ganz besonders für die bevorstehenden Reichstagswahlen hervorgehoben sind, sieht sich die heutige Konferenz von Vertretern des deutschen Konsumvereinsvereins veranlaßt, die Mitglieder der Konsumvereine ohne Unterschied der Parteirichtung zur energischen Abwehr anzuregen und dieselben zu ermahnen, überall die erforderlichen Maßnahmen gegen die bezeichneten Bestrebungen rechtzeitig einzuleiten.

Für diese Abwehrmaßregeln sind folgende Gesichtspunkte streng zu beachten:

1. In jedem Wahlkreis, in dem Konsumvereine vorhanden sind, sind durch eine für die verschiedenen Bezirke zuständige Abwehrkommission sämtliche Kandidaten der Parteien schriftlich formulierte Fragen vorzulegen, die sich lediglich auf die Stellungnahme des Kandidaten zu den Konsumvereinen im Falle seiner Wahl als Abgeordneter beziehen.
2. Die Antworten der Kandidaten sind von der Kommission in entsprechender Weise zur Kenntnis der Mitglieder zu bringen.
3. Die Kommission darf eine auf die eingegangenen Antworten sich stützende Barade nur insofern ausgeben, als sie zutreffendfalls die Konsumvereinsmitglieder — und zwar mit dem gehörigen Nachdruck — auffordert, erklärten Gegnern keine Ausweichende Antworten sollen als ungenügend bezeichnet und die Verweigerung der Antwort als gleichbedeutend mit Gegnerschaft gegen die Konsumvereine behandelt werden.

Die Konferenz erwartet von den politischen Parteien eine gebührende Berücksichtigung dieses lediglich der Ab-

wehrenden Standpunktes. Die hervorragende volkswirtschaftliche Bedeutung und die Leistungen der deutschen Konsumvereine ganz besonders im Hinblick auf die seit Jahren anhaltende und neuerdings bedeutend verschärfte Forderung dürfte den Parteien einen nicht zu übersehenden Fingerzeig für die ganze Frage geben.

Die 1/2 Millionen deutscher Konsumvereinsmitglieder aber werden angesichts der Bestrebungen ihrer Gegner in dringlicher Weise zur nachdrücklichsten Wahrung ihrer wirtschaftlichen Interessen im bezeichneten Sinn aufgefordert.

### Fragebogen.

Ist der Herr Kandidat bereit:

1. im Falle seiner Wahl als Abgeordneter gegen jede Nachtteiligung der Konsumvereine auf dem Gebiete der Gesetzgebung zu stimmen?

Antwort:

2. bei einer eventuellen Änderung des Genossenschaftsgesetzes jede Verschlechterung desselben überhaupt, wie auch jede gegen die Konsumvereine gerichtete Änderung und insbesondere die Einführung der sogenannten Bedürfnisfrage für die Gründung neuer Konsumvereine oder Filialen solcher abzulehnen?

Antwort:

3. jede Ausnahmebesteuerung der Konsumvereine abzulehnen?

Antwort:

Die Vorläufe der Mittelkändler, die Konsumvereine immer in den politischen Kampf zu ziehen, zwingt diese, den Abwehrkampf zu führen. Dabei müssen sie natürlich Obacht geben, sich nicht in den Maschen des Genossenschaftsgesetzes zu fangen. Deshalb bleibt dieser Kampf den Konsumvereinsmitgliedern überlassen, während die Vereine selbst daran nicht teilnehmen. So genügt man den Bestimmungen des Genossenschaftsgesetzes und ermöglicht gleichzeitig, die Angriffe der Mittelkändler wirksam zu parieren.

Von besonderer Bedeutung ist die Besprechung über die Veranstaltung einer genossenschaftlichen Ausstellung im Anschluß an den Berliner Genossenschaftstag im nächsten Jahr. In Leipzig hatte man bekanntlich im Juni dieses Jahres einen ersten Versuch mit einer derartigen Ausstellung gemacht. Auf breiterer Grundlage soll nun in Berlin eine Wiederholung stattfinden.

**Eine Einkaufsgenossenschaft für Fabrikanten.** Wie die „Deutsche Kohlenzeitung“ mitteilt, bemühen sich Chemnitzer Industrielle, eine Kohleneinkaufsgenossenschaft zu gründen. Den Kohlenhändlern ist die Sache natürlich außerordentlich unympathisch, und sie winken sacht mit dem Vorkoll. In der „Kohlenzeitung“ heißt es:

Es wird selbstverständlich nicht anzunehmen sein, daß die Kohlenproduktion ihren Großhandel der zu schlimmen und zu guten Zeiten ihr treu zur Seite gestanden hat, umgeben wird, um ein Angebot an Industriekohlen, das ihr durch den Großhandel ohnehin schon zuegeführt worden ist und einen Mehrumsatz nicht darstellt, zu akzeptieren, ohne Aussicht zu haben, mit diesen Industriekohlen auch das Schmelzschmelz „Hausbrandsorten“ abstoßen zu können.

Also wenn die Werke an die Industrie direkt liefern, will der Kohlenhandel den Hausbrand nicht abgeben. Offensichtlich macht er damit ernst. Vielleicht gibt das den Weichen den Anstoß, mehr Ansehen an die Konsumenten zu suchen. Es ist übrigens bezeichnend, daß auch Industrielle zur Gründung von derartigen Bezugsvereinen übergehen. Umso nötiger ist es, für die minderbemittelten Schichten, daß sie sich für den Bezug ihrer wichtigsten Bedarfsartikel der Nahrungs- mittel genossenschaftlich zusammenschließen und den Konsumvereinen beitreten.

**Der Bund der Landwirte und der Zwischenhandel.** Schon häufig ist auf die Rolle hingewiesen, die der Bund der Landwirte bei der Bekämpfung der Konsumvereine spielt. Er benutzt die Konsumvereinsfeindschaft rückständiger, städtischer Bevölkerungselemente, um sie vor seinen politischen Wagen zu spannen, bereibt aber selbst einen schmerzhaften Handel mit allen möglichen Dingen. Die Schwächung des Mittelstandes, die durch die Konsumvereine angeht, bewirkt wird, praktiziert also der Bund der Landwirte selbst auf großer Stureuleiter. Von seiner Zwischenhändlerfreundschaft ist nichts zu merken, wenn man seine wirtschaftliche Tätigkeit untersucht.

Im Gegensaße des Handelsbundes zum Bunde der Landwirte verdanken wir neuerdings eine Darstellung, die dieses doppelzüngige Verhalten des Bundes der Landwirte näher beleuchtet. Durch die Korrespondenz des Handelsbundes und ein Artikel über das Warenhaus des Bundes der Landwirte verbreitet, in dem über die wirtschaftlichen Organisationsformen, die in engem Zusammenhang zum Bunde der Landwirte stehen, folgende Mitteilungen gemacht werden: Zunächst besteht eine Verkaufsstelle des Bundes der Landwirte, in der man Maschinen, Samen, Düngemittel, Kleie, Kohlen, sämtliche Futtermittel und anderes mehr bekommen kann. Der Umsatz dieser Verkaufsstelle beläuft sich auf 10 Millionen Mark im Jahre. Neben dieser Zentralverkaufsstelle gibt es noch eine Anzahl provinzieller Warenverkaufszentralen, die gleichfalls im engen Zusammenhang zum Bunde der Landwirte stehen. In einer dieser Zentralverkaufsstellen für Viegnis kann man neben landwirtschaftlichen Maschinen und Geräten folgende Gegenstände bekommen: Alkohol, Bodenrichtungen, Krateneisen, Wiefwagen, Champagnerzangen, Glais, Fenstleder, Hemden, Trüggatoren, Klotzpapier und noch anderes mehr. In den in Berlin befindlichen Verkaufsstellen des Bundes der Landwirte sind 15 Oberbeamte und 103 Beamte beschäftigt. Außerdem bestehen noch 381 Verkaufsgenossenschaften der verschiedenen Art. Es ist selbstverständlich, daß durch diese weitverzweigte Tätigkeit des Bundes der Landwirte für das Dändertum die gleichen Folgen entstehen, wie durch die Tätigkeit der Konsumvereine. Wir haben nichts dagegen, daß der Bund der Landwirte für seine Mitglieder den direkten Warenbezug organisiert, nur die Demagogie soll hier auf neue beleuchtet werden, die darin besteht, daß der Bund der Landwirte den städtischen Konsumenten als Verbrechern anfreidet, was er selbst in ausreichendem Maße tut. Es gehört ein gehöriges Maß von Unverschämtheit dazu, für die Genossenschaften der städtischen Bevölkerung Ausnahmestellung zu verlangen, wenn man selbst in der geschickten Weise genossenschaftlich tätig ist. Wie man beinahe jeden Tag erfahren kann, verfügen die Agenten des Bundes der Landwirte und seine publizistischen Vertreter aber über dieses Maß von Unverschämtheit und der städtische Mittelstand ist politisch beschränkt genug, um den Händleragitatoren auf den Leim zu kriechen.

**Ein Milchrieg in der Schweiz.** In der Schweiz sind in diesem Frühjahr die Milchpreise außerordentlich gestiegen. Das konnte den Käseexporteuren den Absatz des Schweizer Käse im Ausland erschweren, da den hohen Milchpreisen auch hohe Käsepreise entsprechen mußten. Sie schlossen sich daher zusammen und vereinbarten Maximalverkaufspreise. Damit schädigten sie die Käser, die die Milch bereits teuer gekauft hatten, verkehrten andererseits aber auch weitere Erhöhungen des Milchpreises und nutzten dadurch wiederum den Käsern. Dieser Umstand, daß durch ein

derartiges Abnehmerartell weitere Erhöhungen des Milchpreises — und zwar allgemein für Käse und für Konsummilch — verhindert wurde, veranlaßte nun die Milchproduzenten, die unmittelbar von der Preisabwehr nicht den geringsten Schaden hatten, einzugreifen. Ihr Vorgehen war dabei einzig und allein, weitere Erhöhungen des Milchpreises, die ihnen zugute kamen, zu ermöglichen. Sie besten nun geschickt gegen den Zwischenhandel, der in diesem Falle die Konsumenteninteressen gewahrt hatte, und drohten auch mit der Gründung einer eignen Käseexporthandlung. Dieses Exportgeschäft wurde in der Rechtsform einer Aktien-gesellschaft auch bald gegründet, bei der übrigens die Milchproduzenten sich auf eigenartige Weise von vornherein das liberale Recht gesichert haben.

Benutzen hier die Produzenten die genossenschaftliche Arbeit — freilich schon in der Form der Aktiengesellschaft — zum Kampfe gegen die Konsumenten, so zeigt der Vorgang auf der andern Seite, wie wichtig die Konsumentenvereine sind. Der Verband Schweizerischer Konsumvereine besorgt das Käseexportgeschäft für die ausländischen Großverkaufsgesellschaften. Er wird von den Händlern angeblühlich dankbar, merkt von diesem Posten aber nichts und ist auch imstande, auf jeden Fall seinen Verpflichtungen gerecht zu werden. Die organisierten Konsumenten sind also dem Kampfe bereits zum guten Teil entrückt.

## Aus Nah und Fern.

**Bluttat.** In einer Wirtschaft in der Verlegerstraße in Berlin war ein Arbeiter mit einer Keilaxen und kann mit dem Wirt in Streit geraten, dabei kam es zu Tätlichkeiten. Ein anderer Arbeiter betrat mit seiner Frau und einem Kinde den Schauplatz der Schlägerei und machte dem Wirt Vorwürfe, daß er einen Betrunkenen mißhandele. Darauf zog der Wirt einen Revolver aus der Tasche und jagte dem Friedensstifter eine Kugel in den Kopf. Der Verwundete wurde nach dem Krankenhaus gebracht, der Täter wurde verhaftet. Die Beamten mußten den Wirt vor dem Angriff der Wenge schützen.

**Eine geborstene Mittelstandsstütze.** Mit gewaltigem Krach ist in Braunschweig eine der „bewährtesten“ Ordensmännchen geboren. Der hochangesehene Landtagsabgeordnete, Vorsitzende der Handwerkskammer und Inhaber zahlreicher Ehrenämter, Hofschulmeister Karl Osterloh, endete, wie wir bereits mitgeteilt haben, vorige Woche durch Selbstmord. Bald nach seinem Tode entstand unter den Braunschweiger Handwerfern eine hochgradige Beunruhigung, die sich bald als sehr begründet herausstellte. Osterloh war nämlich auch Vorsitzender und Geschäftsführer der Innungsbank, einer mittelständischen Genossenschafts-Genossenschaft, die sich durch Osterloh dieses Amt seit Jahren in unermesslicher Weise geführt hatte. Er nahm die Gelder der Handwerker als Spar- und Depositionseinlagen an und ging auf der anderen Seite ganz erhebliche Wechselverbindungen auf die Bank ein, ohne über die Geschäfte rechtlich Buch zu führen. Als er nicht mehr weiter konnte und ein Eingreifen der Staatsanwaltschaft befürchten mußte, griff er zum Revolver. Das Konto in der Kasse der Innungsbank betrug nach vorläufiger Berechnung gegen 200 000 Mk. Für viele Einlagen, unter anderem 3 600 Mk. für ein Handwerkeraltersheim, ließen sich weder Geld noch Belege finden. Die Aufsichtsratsmitglieder der Innungsbank geben sich die größte Mühe, sie zu sühnen, doch wird sich der Zusammenbruch schwer aufhalten lassen. Es ist selbstverständlich, daß Osterloh auch ein großer Schamacher gegen die organisierte Arbeiterschaft war.

**Unglücksfall.** Als der Oekonomierat Sernau in Wittenberg mit seinem 13jährigen Sohn durch die Felder fuhr, um Rebhühner zu schießen, entlud sich infolge Schüttelns des Waagens ein auf das Schloßleder gelegtes Gewehr. Der Schuß drang dem Sohne in den Rücken. Der Verletzte wurde noch lebend in das elterliche Haus gebracht, wo er aber trotz reich herbeigeholter ärztlicher Hilfe verschied.

**Böse Folgen eines Versehens.** Die ganze aus acht Personen bestehende Familie des Kaufmanns Kotosinsky in Sosnowice ist nach dem Genuß von Nudeln an Vergiftungskrankheiten schwer erkrankt. Das Dienstmädchen hat versehentlich bei der Zubereitung der Nudeln anstatt der Weichbude eine Dose mit Zinkweiß genommen.

**Eine Familientragödie hat sich in dem russisch-polnischen Städtchen Siemanow abgezeichnet.** Von dort wurde der Beamte des Landratsamts Bobrowelski auf einen schlechteren Posten einer Nachbarstadt versetzt. Als seine Frau davon Kenntnis erhielt, drohte sie, ihn zu verlassen. Das brachte Bobrowelski außer Fassung; er erschoss seine Frau und seine Schwiegermutter und tötete sich dann selbst.

**Schwere Automobilmisfälle.** Sonntag nacht fuhr das Automobil des Weimarer Maschinenfabrikanten Delmhorst bei Pöhlendorf in einen Schanseeegraben. Der Chauffeur Seiffert wurde getötet. Der Obersekretär Schreibmayer von der Landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaft ist leicht verletzt worden. — Ein Laitauto der Vereinigten Eisenerzwerke fuhr bei dem Dorfe Sottelstädt gegen das eiserne Geländer der über die Dörfler führenden Brücke, durchschlug es und stürzte in die Dörfler. Der Wagenführer Seiffert, Vater von vier Kindern, wurde dabei getötet und sein Begleiter schwer verletzt.

**Schlimmer Scherz.** Im niederbayerischen Wallfahrtsort Neukirchen beim heiligen Blut hat ein 13jähriger Mülleerjohn den Mülleerjohnen, Vater von sechs Kindern, mit einem Jagdgewehr im Scherz erschossen. Der Knabe ist nach der Unglücksstat ins Waldgebirge entflohen.

**Erdbeben auf Sizilien.** Aus Catania wird berichtet: Hier wurde am Sonntag ein leichteres Erdbeben verspürt. Stärkere Erdstöße wurden wahrgenommen in Guardia und Santa Venerina, wo zwei Personen getötet und mehrere Häuser zerstört wurden, in Macchia, wo eine Kirche einfiel und in Riondella, wo ebenfalls einige Häuser in Trümmer gingen. Auch in Garre erfolgten mehrere starke Erdstöße, ohne jedoch Schaden anzurichten. Einer späteren Meldung aus Rom zufolge hat das Erdbeben eine erhebliche größere Anzahl von Opfern gefordert. Danach sind bei dem Erdbeben in der Umgebung von Garre vierzehn Personen umgekommen; viele wurden verletzt. Zehn Tote und achtzig Verletzte sind im Distrikt Catania dem Erdbeben zum Opfer gefallen.

**Gorki schwer erkrankt.** Der russische Dichter Maxim Gorki ist auf Capri schwer erkrankt. Sein Freund Wladimir, der Herausgeber des Journals Snaia aus Moskau, ist nach Capri abgereist.

**Dreißig Jahre im Zuchthaus.** 30 Jahre hat, wie aus Brüssel gemeldet wird, der Mörder Leon Pelger im Zuchthaus verbracht, und ist am Sonntag in aller Stille zur Freiheit entlassen worden. Als Pelger vor einem Wenigenalter zusammen mit seinem Bruder aus Sinesj

